

Das Ende des Zweiten Weltkrieges im Landkreis Deggendorf in Augenzeugenberichten

Teil 1

Johannes Molitor

Vorbemerkung

Über das Ende des Zweiten Weltkrieges ist viel geschrieben worden; in diesem „Jubiläumsjahr“ hätte man auch über den Landkreis Deggendorf vieles aus den einschlägigen Archiven bringen können. Ich zog es aber vor, einige wenige authentische Berichte abzudrucken, bis auf wenige Ausnahmen ohne kritischen Apparat und Kommentar, bevor diese Quellen schweigen. Die Berichte haben all die Vorzüge und Mängel der „oral history“, der mündlich überlieferten Geschichtsschreibung. Sicher entsteht nur dann ein objektives Bild der Zeit vor 50 Jahren, wenn auch die anderen Quellen hinzugezogen werden. Dies soll einem späteren Beitrag vorbehalten sein.

Aus Platzgründen erscheinen die Berichte in zwei Teilen; nähere Angaben zu den Augenzeugen im folgenden Heft.

1. Bericht von Georg Sitzberger, Schaching

Luftschutz

Als Schüler der damaligen Oberschule wurde mein Jahrgang für den Luftschutz verpflichtet. In einem kleinen Schuppen hinter der ehemaligen Turnhalle befanden sich die Gerätschaften, an denen wir von unserem Chemie- und Biologielehrer Georg Steinbach ausgebildet wurden. In regelmäßigen Zeitabständen wurden wir mit einfachsten Gerätschaften geschult, wie Brände – vor allem verursacht durch Phosphor-Stabbrandbomben – zu löschen waren. Ich war einer Gruppe zugeteilt, die ihren Stützpunkt im Luftschutzkeller des damaligen Streicher-Hauses, Bahnhofstraße, hatte. Unser Gruppenleiter war der damals schon betagte Sattlermeister Lipp.

Bei Fliegeralarm hatten wir uns dort einzufinden. Ich erinnere mich, daß bei Angriffen auf Nürnberg der Nachthimmel erleuchtet war, wenn ich von unserem Haus über die Bogenbachbrücke zu meinem Stützpunkt eilte.

Da sich in den letzten Kriegswochen die Angriffe häuften – auch tagsüber – „durften wir“ bereits bei Voralarm die Schule verlassen, um unsere Einsatzorte erreichen zu können, während sich die anderen Mitschüler erst bei Fliegeralarm in den Keller der Schule begeben mußten. Das Aufsuchen des Stützpunk-

tes Streicher-Haus war nicht ungefährlich, da zwischen Vor-, Fliegeralarm und Erscheinen der feindlichen Flieger nur noch kurze Zeitspannen waren.

Zu unserem Glück wurde uns der Einsatz im Ernstfall erspart. Mit unseren primitiven Geräten – einer Luftschuttspritze, etwas größer dimensioniert als eine Fahrradluftpumpe, Eimer mit Sand und Schaufeln – hätten wir sicherlich keine Wirkung erzielt.

Letzte Tage des „Tausendjährigen Reiches“

Noch am 20. April sollten wir zu Hitlers Geburtstag zum Appell in der Gaststätte „Schießstätte“, Bahnhofstraße, erscheinen. Es waren noch nicht alle Hitlerjungen erschienen, als Fliegeralarm gegeben wurde. Jeder machte sich so schnell als möglich aus dem Staub. Statt der Geburtstagsfeier erschienen Tiefflieger – doppelrumpfige Lightnings – und feuerten auf alles, was sich bewegte. Die Tiefflieger tummelten sich fortan unbehelligt am Himmel wie heute Sportflieger oder Hubschrauber. Dies war die letzte Feierlichkeit des Nazireiches.

Flucht aus der Stadt

Als am 26. April – so glaube ich – durch Flugblätter angekündigt wurde, daß die Stadt – falls sie nicht kampfflos übergeben würde – durch einen Luftangriff zerstört würde, flüchteten viele Bürger aus der Stadt. Später wurde berichtet, daß die Bomberstaffel für diesen Einsatz bereits bereitgestanden hätte. Auch meine Eltern und ich machten uns am frühen Morgen mit einigen wenigen Habseligkeiten auf den Weg zum Geiersberg. Von dort – wahrscheinlich befanden sich dort schon so viele Leute – gingen wir weiter nach Gailberg, wo wir im Bauernhof Schiller – ein Schulkamerad von mir – mit vielen anderen Deggendorfern Zuflucht fanden. Im Heustadel verbrachten wir den Tag und auch die Nacht. Während der Nacht piffen pausenlos – so habe ich es noch in Erinnerung – Granaten über uns hinweg, und man hörte auch Einschläge.

So waren wir dauernd in der Angst, daß der Heustadel auch einen Treffer abbekommen könnte.

Am Vormittag gingen wir wieder zum Geiersberg zurück. Wahrscheinlich ging das Gerücht, die Amerikaner hätten die Stadt bereits erobert. Von dort konnte man beobachten, daß an einigen Punkten der Stadt Brände ausgebrochen waren. Wegen der Rauchentwicklung konnte man die Örtlichkeiten nicht lokalisieren.

Mit vielen anderen machten wir uns auf den Weg zurück in die Stadt. Über die heutige Hans-Krämer-Straße näherten wir uns der Bahnhofstraße. Schon von weitem sahen wir, daß das Haus gegenüber dem Streicheranwesen brannte. Wir gingen durch die beiden Häuser hindurch und näherten uns der Bogenbachbrücke. Dort machten wir zu unserem – wenigstens zu meinem – Entsetzen die traurige Entdeckung: Auf dem Gehsteig lag ein toter amerikanischer

Soldat. Als wir unser Haus erreichten, fanden wir in unserem Garten nahe der Straße einen toten deutschen Hauptmann liegen. Das Haus war versperrt und unversehrt.

Die Begegnung mit den beiden toten Soldaten – ich glaube es war die erste Konfrontation mit Toten – hat sich bei mir zutiefst eingepreßt. Über den genauen Hergang des Todes der beiden Soldaten in den letzten Augenblicken der Einnahme der Stadt konnte niemand nähere Angaben machen. Nach Monaten besuchten uns die Frau und der Sohn des deutschen Soldaten und wollten Näheres über den Hergang von uns erfahren. Es stellte sich heraus, daß der Gefallene Inhaber eines Eisenwarengeschäftes in Kitzingen war. Familie Gärtner war ihnen als Geschäftspartner bekannt. [. . .]

Am gleichen oder darauffolgenden Tag hielt vor unserem Haus ein amerikanischer Panzer, die Soldaten betraten das Haus und riefen mit vorgehaltener Pistole „Nazis raus!“. Meine Eltern und auch ich glaubten, daß ich mich mit meinen vierjährigen Schulenglischkenntnissen verständlich machen könnte. Mit Hilfe des Wörterbuchs gelang es dann aber, die Stimmung etwas zu entschärfen. Wir durften dann im Hause wohnen bleiben. Wir hatten noch einen 5jährigen Buben aus Hamburg zu Gast, der im Rahmen der Kinderlandverschickung bei uns untergebracht war. Die größere Schwester war beim damaligen Bürgermeister und Ortsgruppenleiter Sebastian Weiß untergebracht. (Die Kinder wurden Monate später von ihren Eltern abgeholt.)

Die Soldaten durchsuchten das Haus vom Speicher bis zum Keller und entdeckten dabei einen Laib Schwarzbrot, den wir als eiserne Ration versteckt hatten. Sie schnitten ihn in Scheiben, bestrichen ihn mit Fett aus ihren Dosen und backten sie in der Bratröhre. Meine Mutter gab ihnen noch Eier, denn wir hatten ja einige Hühner. Bald brachten sie auch ein Faß Wein. Auf dem Etikett konnten wir lesen, daß es vom Café Wiedemann stammte. Wir befürchteten Schlimmes, falls sie angetrunken wären. Aber sie verhielten sich korrekt. Am nächsten oder übernächsten Tag zogen sie weiter. Sie hinterließen uns einen großen Proviantkarton mit damals unbekanntem Köstlichkeiten. Außerdem blieben eine neue Uniformhose und ein Schlafsack zurück, den ich noch lange in Benützung hatte.

Ohne amerikanophil zu werden, muß man die logistische Leistung der Amerikaner bewundern, die nicht nur Personal, militärisches Gerät, sondern auch Proviant über solche Entfernungen bereitstellten, so daß „die üppig versorgten G.I.s nicht aus dem Lande leben mußten und im allgemeinen keine hartnäckigen Plünderer und Gewalttäter gewesen sind“. (K.-D. Henke, Die amerikanische Besetzung Deutschlands, München 1995)

In diesen Tagen verbreitete sich die Kunde, daß in den Vorratsspeichern der Wehrmacht am Bahnhof Nahrungsmittel zu holen seien. Auch wir fuhrten mit dem Handwagen dorthin, erbeuteten aber nur noch einen Kanister Zigarillos

und einen Kanister Leinöl, der noch lange bei uns herumstand. Die Zigarillos konnte man gegen anderes eintauschen. Man erfuhr, daß in manchen Familien das Leinöl zum Kochen verwendet wurde, was zu erheblichen gesundheitlichen Schäden geführt haben mußte. In den Speichern selbst sah es wüst aus: Säcke mit Mehl, Zucker, Hülsenfrüchten u. ä. waren aufgeschlitzt, der Inhalt vermengt und verstreut. Darin wateten gierig die Leute und versuchten noch etwas zu ergattern. Sehr vieles war dadurch unbrauchbar geworden.

In diesen Tagen erschien ein Bote des Rathauses und teilte mir mit, daß ich mich am nächsten Tag im Rathaus einzufinden habe. Mit gemischten Gefühlen folgte ich dieser Aufforderung. Zu meinem Erstaunen traf ich im Rathaus einen amerikanischen Offizier, meinen damaligen Englischlehrer, Herrn Stud.Prof. Gschaidler (der uns bis zum Abitur in Englisch und Französisch unterrichtete) und einige Klassenkameraden. Die Gespräche wurden in Englisch geführt, wozu wir aber wenig beitragen konnten, und auch unser Englischlehrer manches Problemchen hatte. Es stellte sich heraus, daß wir als Hilfsdolmetscher eingesetzt werden sollten. Da unsere Englischkenntnisse nicht den Vorstellungen des amerikanischen Offiziers entsprachen, und somit fast keine Kommunikation möglich war, war unsere diesbezügliche Karriere gescheitert.

Wieder einige Tage später erschienen amerikanische Soldaten und forderten uns auf, innerhalb einer Viertelstunde das Haus zu verlassen. Es stellte sich bald heraus, daß es sich um kriegsverpflichtete Polen handelte. Wir fanden mit unserem Hamburger Jungen beim Nachbarn (Gärtnerei Hartmann) in einem kleinen Zimmer für 2–3 Wochen Unterschlupf. Allerdings verhielten sich diese Leute nicht so korrekt wie die Soldaten der Panzerbesatzung und ließen sehr viele Sachen „mitgehen“.

Außerdem erinnere ich mich, daß meine Mutter ein oder mehrere Male in die damalige Alte Kaserne zum Putzen gehen mußte. Dort waren ebenfalls Ausländer untergebracht. Die hygienischen Verhältnisse mußten katastrophal gewesen sein.

In unserem Häuschen fanden dann noch ein Ehepaar aus Preßburg (bis 1949) und eine Witwe mit ihrer Enkelin Unterschlupf. Beide mußten ihre Wohnungen räumen, weil sich die Amerikaner dort für längere Zeit einquartierten.

Da mir weiter keine besonderen Ereignisse in Erinnerung blieben, scheint man sich mit den Gegebenheiten arrangiert zu haben – soweit dies möglich war.

Da wir noch zuhause wohnen konnten, keine gravierenden materiellen Verluste zu beklagen hatten, uns aus dem Garten einigermaßen versorgen konnten, auch einige Hühner hatten, waren wir im Vergleich zu vielen anderen glimpflich davongekommen – auch wenn Vater, da Parteimitglied – zunächst arbeitslos war.

Obwohl unsere Familie dem Naziregime mehr ablehnend als begeistert gegenüberstand, war mein Vater doch Parteimitglied und ich beim Jungvolk.

Den Einmarsch der Amerikaner empfand man jedoch als Befreiung – vor allem, weil die Kriegshandlungen mit allen drohenden Begleiterscheinungen zu Ende waren. Man konnte ja nicht ahnen, was selbst in den letzten Wochen noch geschehen könnte, Bombardierung der Stadt oder der unsinnige Tod der beiden Soldaten in unserer unmittelbaren Umgebung. [. . .]

2. Bericht von Hans Augustin, Cadolzburg

Seit ca. 1943 war in Deggendorfer Kasernen eine Kraftfahrersersatzabteilung (vorher in Bamberg) untergebracht. Auch Räume des Klosters Metten waren dafür in Anspruch genommen. Kommandeur war Oberstleutnant Maximilian von Schönborn, Ritter des Bayerischen Max-Joseph-Ordens. Als Übungsgebiete standen Höhen um Deggendorf mit der Bezeichnung „Himmelreich“ zur Verfügung.

Als die Amerikaner aus dem Rhein-Main-Gebiet in östlicher Richtung vorankamen, erhielt die KEA den Auftrag, Verteidigungsmöglichkeiten in und um Deggendorf, Brücken, Straßen, Eisenbahnstrecken zu erfassen und vorzubereiten. Einzubeziehen war auch der Volkssturm. Die KEA wurde auch Sammelpunkt für versprengte Soldaten, die wegen der laufenden Frontveränderungen ihre Einheit nicht mehr erreichten. Alsdann wurden sie dem Auffanglager Schalding unterstellt. Auf Weisung des AK in Nürnberg war das ungarische Honvédministerium, das in zwei Sonderzügen angekommen war, aufzunehmen. Nach Umquartierung der deutschen Soldaten wurden ihnen die Räume im Kloster Metten zur Verfügung gestellt. In Bogen richteten sich Einheiten des Befehlshabers des Ersatzheeres ein und forderten bei der KEA Wachmannschaften an. Andere aus dem Norden kommende höhere Stäbe kamen auf ihrem Marsch nach Süden ebenfalls über Deggendorf.

Eines Tages trafen auf dem Bahnhof in Deggendorf zwei Züge mit KZ-Häftlingen ein. Wohin diese weiterfuhren, ist mir nicht bekannt. Um diese Zeit war bereits Major von Winkler in Deggendorf eingetroffen. Einmal stand ich neben ihm, als er von den KZ-Zügen sprach, die am Bahnhof standen. Er kam von einer beendeten Infanterieschule und war sozusagen als Oberkommandierender für Deggendorf vorgesehen und eingesetzt [Kampfkommandant]. Er trat entsprechend auf und machte alsbald aus der KEA zwei Kampfataillone. Das eine erhielt den Verteidigungsbereich Deggendorf mit Stadtgebiet unter Oberstleutnant von Schönborn als Kommandeur und das andere den Bereich südlich der Donau mit Major Lauer als Kommandeur. Dem wurde ich als Adjutant beigegeben. Schönborn war schon seit 1942/43 in Deggendorf. Letzteres richtete den Gefechtsstand in einem bäuerlichen Anwesen (Wohnzimmer) in Rohr ein. Der kleine Ort schien mir wie gelähmt. Die Familie des Hauses befand sich meist betend im Keller. Es gab keinerlei Schwierigkeiten. Die Solda-

ten benahmen sich insgesamt sehr ordentlich. Die Kompanien lagen am Südufer der Donau, verteilt etwa zwischen Fischerdorf und der Isarmündung. In diesem teils winterfeuchten Gelände erschien alles wie eingesperrt. Rückzugschancen wären nicht möglich gewesen. Die Kampfkraft des Bataillons konnte man im Verhältnis zu den bestens ausgerüsteten amerikanischen Truppen mit „Null“ annehmen. Die meist älteren Soldaten waren mit Gewehren verschiedener Herkunft ausgerüstet. Es herrschte eine bedrückende Stimmung.

Noch vor der Brückensprengung am 27. April traf ich in Fischerdorf mit Oberstleutnant von Schönborn zusammen. Als er sein Fahrzeug bei mir anhalten ließ, erkannte ich sofort seine stark blutende Wunde im Oberschenkel. Ich riet ihm, sofort zu einem Verbandsplatz weiterzufahren. Ein Gedankenaustausch fand nicht statt.

In dieser allgemein aussichtslosen Lage begann ich mit Major Lauer ein Gespräch darüber, wie es weitergehen soll, nämlich dann, wenn die Amerikaner dem Bataillon gegenüberstehen. Panzerabwehrwaffen waren überhaupt nicht vorhanden. Unsere Soldaten hatten nur Gewehre und die waren verschiedener Herkunft. Ohne jede Schärfe erwiderte der Kommandeur etwa so: Sie kommen mit Gedanken und Vorschlägen, sie wissen doch, daß sich im Abschnitt noch SS aufhält! Mir wurde nachdenklich klar, daß ich Major Lauer in große Not gebracht habe. Lt. Ludwig Schmied, ein Rechtsanwalt aus Nürnberg, sah die Lage ebenso. Mit Major Lauer bestand Einvernehmen.

Eine außerhalb von Rohr stattgefundene Offiziersbesprechung endete mit unterschiedlicher Meinung. Mein Aufenthalt war für alle Fälle auf dem Gefechtsstand. Nach der Besprechung kam ein Offizier zu mir und sagte, wie ich dazu käme solche Vorschläge zu machen, zumal auch SS da war sei.

Andertags nahm ich mit Oberstleutnant Schlee, der mit seiner Kompanie an der Donau lag, Verbindung auf. Von ihm erfuhr ich, daß man ihm Tage zuvor den Mann überstellt hatte [Maderer], der auf dem Kirchturm in Deggendorf die weiße Fahne hißte, sozusagen zur Maßregelung, was ich sofort verneinte. Darauf erwiderte Schlee, machen sie sich keine Gedanken, ich habe ihn noch am Abend dem äußersten Posten zugeteilt; heute morgen war er nicht mehr da. [. . .]

Unser Bataillon kam nicht mehr zum Einsatz. Es löste sich alles von selbst auf. In Deggendorf und Umgebung wurde es leerer und die übergeordneten Herren haben sich, wie es schien, noch vor der Sprengung der Straßenbrücke in Plattling, zurückgezogen. Soldaten, die in der Nähe waren, erhielten Wehrpässe. Sie hatten die Gunst der Stunde erfaßt, legten bei Bauern Zivilkleidung an und verabschiedeten sich mit warmem Händedruck.

Am letzten Tag in Rohr ging es aber noch sehr leidvoll zu. Ein Soldat aus Emskirchen in Mittelfranken mußte durch einen Granateneinschlag mitten im Bauernhof sein Leben lassen. Wir bestatteten ihn in Ehren und mit Gebet im Garten des Bauernhofes.

Den noch anwesenden Soldaten teilten wir mit, daß wir um 22 Uhr aus Rohr in Richtung Donau aufbrechen werden. Es könne sich jedermann anschließen.

Nach einem kurzen Verweilen am Grab des Kameraden liefen wir die Nacht durch, am Natternberg vorbei, bis zur Donau bei Mettenufer. Hier warteten schon Soldaten, auch SS-Leute, im Kahn eines Donauschiffers den Strom zu überqueren. Major Lauer und andere Kameraden entschlossen sich ebenfalls zu dieser Überfahrt. Ludwig Schmied und ich blieben auf der Südseite der Donau und gerieten bei Steinkirchen in amerikanische Gefangenschaft.

Ich kam ca. eine Woche in das Straubinger Gefängnis, dann nach Obertraubling, wo wir im Freien leben mußten. Auf Sattelschleppern wurden wir dann auf der heutigen B 8 nach Langenzenn gebracht.

3. Bericht von Oskar Sperl, Schierling

Es war gegen Ende des Krieges, die feindlichen Armeen zogen überwiegend von NW noch SO durch Bayern. Die erschöpften Reste der Deutschen Wehrmacht wurden an die Donau zurückgedrängt.

Die Heeresgruppe G übernahm die Aufgabe, den Donaoraum bis zur sogenannten Alpenfestung hin zu sichern. (Hauptquartier ab 19. 4. im Pfarrhof in Schierling.) Es gab einander widerstreitende Ansichten über die Verteidigung an der Donau. Im Wehrkreis XIII (Nordostbayern) befürchtete man einen sowjetischen Angriff durch Österreich, demzufolge Stellungen am Nordufer der Donau mit Brückenköpfen am Südufer zwischen Kelheim und Passau einzurichten waren. Im Wehrkreis VII (Südbayern) vermutete man eher einen amerikanischen Angriff von Norden her, dementsprechend waren also Befestigungen am Südufer mit Brückenköpfen am Nordufer notwendig.

Durch die rasche Einnahme von Regensburg am 27. 4. ergab sich für das amerikanische XX. Armeekorps die von ihnen genutzte Gelegenheit, den Raum südlich der Donau ohne verlustreiche Donauüberquerung von dort aus zu besetzen.

Verteidigt wurde der Abschnitt von Schierling bis Aholming von der 416. Infanteriedivision und von der 36. Volksgrenadierdivision.

Über die Große Laber vor Straubing am 28. 4. bis zur Isarmündung 29. 4. zogen die vier amerikanischen Divisionen des XX. Korps in Richtung Verkehrsknotenpunkt Passau. Demgegenüber war der Vorstoß des XII. amerikanischen Armeekorps nördlich der Donau, im Bayerischen Wald, um einiges voraus. Am 24. 4. passierten die amerikanischen Panzer Cham, am 26. 4. waren sie bereits an Regen vorbei vor Tittling. Die 2. SS-Panzerdivision „Das Reich“ operierte im Raum zwischen Deggendorf und Passau. Angeblich sollten mit R.A.D.-Einheiten Baumsperrern an den Paßstraßen zum Bayerischen Wald errichtet werden.

Der Brückenkopf Deggendorf mußte vor starken Feindangriffen geräumt werden. Besetzt wurde die Stadt am 27. 4. durch die 26. amerikanische Infanteriedivision, die den rechten Flügel des XII. AK bildete. Weiter vorgefühlt über die Donau wurde von dort aus nicht.

Vor diesem strategischen Hintergrund war der Einsatz von Teilen zweier R.A.D.-Abteilungen aus Niederalteich für uns Betroffene undurchschaubar. Unter „Betroffenen“ sind 16- und 17jährige Arbeitsmänner zu verstehen, die in Niederalteich eine kurze infanteristische Ausbildung erhielten. Mit dem militärischen Zusammenbruch an der Ostfront kamen offensichtlich die Kader aus Ostpreußen und Schlesien nach Niederalteich. Eine der beiden Abteilungen wurde einfach die Ostpreußische genannt, obwohl die Masse der zuletzt rekrutierten Arbeitsmänner (z. B. 28.2.45) aus der südöstlichen Oberpfalz, dem Bayerischen Wald und aus der Stadt und dem Landkreis Straubing stammte.

Die Ausbildung war kasernenhofgemäß, wobei die bewußte Schikane beim Durchsetzen der Befehle eine große Rolle spielte. Dies war nicht verwunderlich, denn ein guter Teil unserer Ausbilder war kaum ein Jahr älter als wir, also 17 oder 18 Jahre alt. Als frühere Luftwaffenhelfer mit 15 Jahren waren einzelne Kameraden schon einiges gewohnt.

Am Ostersonntag, dem 1. 4. 45, wurden wir noch auf den „Führer“ vereidigt, um in das Spannungsfeld zwischen blindem Gehorsam und Skepsis für die allgemeine Lage andererseits zu geraten. Der Alltag nahm uns natürlich voll in Anspruch, als daß wir lange strategische Betrachtungen anstellen konnten. Was uns regelrecht fehlte, waren Informationen von außen. Kein Wehrmachtsbericht, kein Remagen, Ruhrgebiet, Überrollen der Oderfront – als Orientierung, was auf uns zukommen sollte. So waren wir auch nicht besonders urteilsfähig, wie wir dem Feind entgegneten oder ausweichen sollten.

Auf alle Fälle hatten wir nach dem Abmarsch am 20. April von Niederalteich Richtung Deggendorf–Grafling den Eindruck, daß unsere Bewegungen ziemlich plan- und ziellos waren.

Erste Eindrücke von der gefährlichen Nähe der feindlichen Streitkräfte waren die Gefechte im Raume Egg, die wir akkustisch vom Ulrichsberg aus verfolgen konnten. Die Luftangriffe auf die Deggendorfer Hafengegend verfolgten wir optisch durch Erklettern von Bäumen, eine Manier, die eben unserem Alter seinerzeit entsprach. In derselben Ecke kamen einzelne evakuierte Frauen aus Norddeutschland als Opfer der Goebbels'schen Propaganda auf uns zu, um uns von den wundersamen Vergeltungswaffen des „Führers“ zu erzählen.

Dies war eine der wenigen Gelegenheiten, das Lachen nicht zu verlernen trotz der Ernsthaftigkeit der Lage. Mit Galgenhumor wurden überhaupt viele Engpässe bewältigt. Tödernst wurde es wiederum, als einer unserer Arbeitsmänner wegen des Diebstahls einer Wurst von einem Versorgungswagen erschossen werden sollte. Man sperrte ihn in einen Backofen in Rohrmünz. Wir haben ihn nicht mehr gesehen; was aus ihm geworden ist, blieb uns schleierhaft.

Ein Menschenleben zählte eben in dieser menschenmordenden Zeit nicht mehr viel. Auf alle Fälle fahre ich heute noch mit Beklemmung an diesem Backofen vorbei.

Nachts wurde marschiert, bei Tage war dies überall wegen der feindlichen Jagdbomber (Jabos) nicht möglich. Unser Weg führte durch Deggendorf, wo dann unsere letzten Marschlieder verstummten. Auf der damaligen Staatsstraße nach Grafling kam uns ein nicht enden wollender Zug von Landsern entgegen, Frontsoldaten auf dem Rückzug, ihre Ausrüstung auf behelfsmäßigen Fahrzeugen. Natürlich überhäuftten sie uns mit Mahnungen, teils sarkastisch, teils in Sorge um unser Los. „Wo wolltsn ös no hi, kehrts denerst um“ – so die uns vertrauteste Mundart vor allen anderen aus großdeutschen Gauen.

Sehr bald kam die Wendung. Eine Alarmmeldung überraschte uns, daß amerikanische Panzer in Cham durchgebrochen seien und um 10 Uhr nächsten Tages bei uns sein werden. (Tatsächlich blieben sie auf dem Hauptverkehrsweg Richtung Regen–Tittling.) Es leuchtete offensichtlich unseren Vorgesetzten schlagartig ein, daß unsere Truppe ohne Kampferfahrung, mit unzulänglicher Bewaffnung, einem solchen Ansturm nicht gewachsen war. Auf der Höhe von Kleintiefenbach verließen wir die sandige Staatsstraße, nächtigten sehr provisorisch in Alberting, um in weiteren Zeltlagern und Nachtmärschen eine Art Hochstraße nach Rohrmünz zu erklimmen. Von Tiefenbach bis Oberprechhausen waren immerhin weit mehr als 300 Meter Höhenunterschied zu überwinden.

Welche Einsatzpläne für uns weiterhin ersonnen wurden, entzog sich nach wie vor unserer Einsicht. Was in den Berichten über militärische Einsätze am Ende des Krieges nie besonders betont wird, ist einerseits die körperliche Anstrengung, andererseits die unzulängliche Versorgung. Der Hunger beschäftigte uns allemal und ließ uns die Zukunftssorgen hinwegschieben. Wenn der Kampflärm von Egg herüber zu hören war, dann schien es uns, als wäre der Atlantik zwischen uns. In unserem vorletzten Zeltlager vor Rohrmünzmühle hörten wir die Sprengung der Deggendorfer Donaubrücken, ahnten aber noch nicht, daß uns das nächste Nachtlager im scheinbar sicheren tiefen Wald zum Verhängnis werden sollte. Den amerikanischen Nahaufklärungsflugzeugen war es nicht entgangen, daß sich eine braun uniformierte Truppe von ca. 150 Mann in das östlich vom Graflinger Tal gelegene Bergmassiv absetzte. Bei unseren nächtlichen Märschen durch unbekannte Wälder war es unter den gegebenen Umständen verständlich, ja fast logisch, daß immer wieder einzelne Kameraden einmal rechts, einmal links im Gebüsch verschwanden, sich von der Truppe absetzten. In der Regel war deren Elternhaus nicht allzu weit entfernt. Abgesehen von den Risiken, von Standgerichten aufgegriffen zu werden, mit schlimmsten Folgen, war es andererseits eine alte soldatische Tradition, den Haufen nicht zu verlassen, die Kameraden nicht im Stich zu lassen. Für den letzteren Weg habe auch ich mich entschieden. Grieselreute heißt das Wald-

stück am Fuße des Dreitannenriegels, wo wir ein letztes Mal unsere Zelte in beachtlicher Schräglage aufstellten. Todmüde krochen wir hinein, während so mancher Kamerad nur als Todgeweihter wieder herauskam. Ein amerikanischer Spähtrupp, möglicherweise von einem Einheimischen unter Zwang angeführt, entdeckte, von der Jagdhütte her, unser Zeltlager. In dem oberen Hohlweg hatten die gegnerischen Soldaten eine denkbar günstige Schußposition. Bevor es zu einer realistischen Klärung angesichts der allgemeinen Kriegslage und unserer hoffnungslosen Situation kam, schoß einer unserer Wache möglicherweise den Anführer der amerikanischen Soldaten nieder. Er war sofort tot. Ein rasendes Feuer aus Maschinenwaffen in die Zelte und auf alles was sich bewegte, war die Antwort. Kurz vor dem Feuerüberfall war ich in einem dieser Zelte geweckt worden, um an der entgegengesetzten Seite des Lagers die Wache zu übernehmen. Dort, am Loosbach, pfiffen aus nächster Nähe Geschosse durch das Unterholz. Überraschend hatte sich über Nacht ein SS-Trupp mit einem Kübelwagen in unmittelbarer Nähe verschanzt. Während der Schießerei am Steilhang oben erschien eine größere Anzahl von Kameraden mit einem Vorgesetzten, dessen Befehl: „Mir nach!“ sie voll übernahmen. Sie verschwanden alle durch den Loosbach in Richtung Schellenberg. Ich konnte mich einfach nicht anschließen – das Schicksal der hauptsächlich Betroffenen bewegte mich so sehr, daß ich an den Ort der Auseinandersetzung zurückmußte. 2 G.I.s mit MPs im Anschlag kamen mir dabei in die Quere, wobei ich in meinem Versteck in allernächster Nähe keine Illusionen hegte, fair abgefertigt zu werden.

Meine Befürchtungen haben sich dann bestätigt. Die Toten waren schlimm zugerichtet, zerschlagene Schädel – schwarz von Fliegen zugedeckt.

Die gefangenen Arbeitsmänner wurden mit Gewehrkolben geschlagen und in Richtung Rusel weggetrieben, andererseits wurden die Verwundeten sofort von den amerikanischen Sanitätern versorgt.

Wenige Versprengte wählten wie ich gegen Abend den Weg zurück, wo wir hergekommen waren. In Rohrmünz konnte ich meine Uniformjacke gegen zivilen Ersatz umtauschen, anschließend stieg ich gemeinsam mit einem SS-Mann ins Tal hinab. Im Niemandsland, mittlerweile allein, in stockdunkler Nacht, konnte ich den amerikanischen Posten vor Deggendorf und in der Graflinger Straße nicht mehr ausweichen, denn am selben Tag (27. 4.) war die Stadt besetzt worden. Nach einem Nachtlager zwischen den amerikanischen Soldaten wurde ich am anderen Tag mit ihnen versorgt und zum Verhör geführt. Ich gab mich als Landarbeiter aus, außerdem konnte ich den Offizieren klarmachen, daß kein organisierter Widerstand mehr zu erwarten war. Offenbar schätzten sie meine Kriegsverwendungs-Fähigkeit nicht allzu hoch ein, denn am Ende verabschiedete mich ein Sergeant mit den Worten: "Get away". Die Straßen in Deggendorf waren menschenleer, ich überquerte die Bahngleise beim Bahnhof, während vereinzelt Haubitzenfeuer über diesen Stadtteil hin-

wegorgelte. Der Schleichweg, der mich nach Hause führen sollte, wurde mir beinahe zum Verhängnis.

Unmittelbar an der Donau wurde von irgendwo her ein einzelner Schuß abgegeben. Das Infanteriegeschloß durchdrang meinen linken Oberarm und anschließend in einem 30 cm langen Schußkanal die Lende. Mit letzter Kraft schleppte ich mich in einen nahegelegenen Bauernhof, wo ich dann von amerikanischen Soldaten abgeholt wurde. Neuhausen, Schwarzach und Metten in Verbandsplätzen bzw. Lazaretten waren die nächsten Stationen mit allen möglichen leidvollen Erfahrungen.

Endstation war schließlich das Kriegsgefangenen-Entlassungslager in Regensburg.

Spätere Betrachtungen über das Geschehene stellten sich nach und nach ein: Das Verhalten unserer erwachsenen Anführer (Oberfeldmeister usw.), die nicht gewillt und fähig waren, angesichts der aussichtslosen Kriegslage die einzig sinnvolle Konsequenz zu ziehen. Sie suchten sofort ihr Heil in der Flucht, wobei sie einzelne Arbeitsmänner zwingen wollten, ihren Fluchtweg zu decken.

Dann war das bekannte Probleme der deutschen Streitkräfte im Heimatkriegsgebiet, durch deren Anwesenheit die Zivilbevölkerung in hohem Maße gefährdet wurde, zumal die Amerikaner ihre materielle Überlegenheit voll einsetzten, wenn sie es für notwendig hielten. Mit Haubitzen o. ä. wurde aus der Gegend von Berg oder Uttobrunn bis nach Hochoberndorf geschossen.

Einen Widerspruch konnte ich lange nicht verarbeiten: Das Graflinger Tal zeigte sich in den letzten Kriegstagen von seiner schönsten Seite, die Natur war nicht untergegangen. Die Apfelblüte, Obstbaumblüte signalisierte den Aufbruch, die Vögel begleiteten uns bis zur Grieselreute – und wir Menschen wußten nichts anderes, als in dieser Zeit Not, Elend und Tod zu organisieren.

Mit knapp 17 Jahren waren wir vom Krieg heimgekehrt, mit 15 Jahren ein geringer Teil vom Jahrgang 1928 als Luftwaffenhelfer – Flak-Kanoniere – ausgezogen, Flugzeugwerke und Kugellagerfabriken zu schützen, mit wenig Erfolg. Nach und nach wurden wir ernüchtert, verwundert waren wir oft über die mangelnde Humanität und den mangelnden Realitätssinn unserer Altvorderen.

Einem alten bayerischen Brauch folgend, Erinnerungs- und Mahnkreuze draußen in der Natur aufzustellen, wo ein Unheil passierte, führte schließlich zur Errichtung einer kleinen Anlage im Rohrmünzer Wald. Bürger aus der Gemeinde bzw. Pfarrei Grafling, speziell aus Rohrmünz, haben sich bemüht, auf diesem Weg die Erinnerung an die gefallenen Kameraden wachzuhalten. Besonderer Dank Herrn Pfarrer Ramoser.

4. Bericht von Georg Lex jun., Absdorf/Osterhofen

Der Fronteinsatz meines Vaters in Rußland, der seit 1940 zur Wehrmacht eingezogen war, wurde durch einen Beckenbruch bei einer „Rückzugsfahrt vor der vorrückenden Sowjetarmee“ schlagartig unterbrochen. Aufgrund seines Berufes als Schneidermeister wurde er nach seinem Lazarettaufenthalt bis zu seiner „Wiederverwendung an der Front“ zunächst als Soldat in der Bekleidungskammer in Deggendorf, die damals im Saal des Gasthauses „Goldener Engel“ untergebracht war, eingesetzt. Die Bekleidungskammer unterstand dem Kommando der „Riga-Kaserne““, der heutigen BGS-Kaserne.

In den letzten Kriegstagen Ende April 1945 rückte die Front immer näher, und Deggendorf wurde in das Kriegsgeschehen einbezogen. So wurde am 20. April das Tanklager der „Sirius-Werke“, heute das Hafengelände in der Deggenau, bombardiert. Mein Vater konnte beiliegende Aufnahmen aus dem Bereich Donaubrücke/Fischerdorf fotografieren. Wenige Tage später wurde die Maximiliansbrücke von den Deutschen gesprengt.

Meinem Vater wurde in diesen Tagen der „Einsatz an der Heimatfront“ als Flakhelfer in Frankfurt am Main befohlen. Angesichts der aussichtslosen Lage der Deutschen Wehrmacht, und dem tatsächlichen Frontverlauf, wäre eine Fahrt nach Frankfurt einer Fahrt in den Tod gleichgekommen.

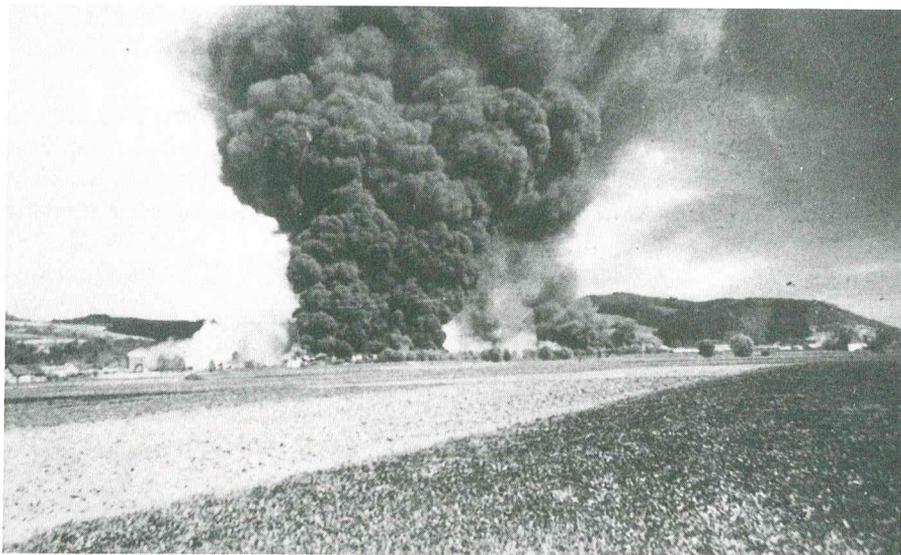
So wollte er „überleben“. Ein Untertauchen im eigenen Haus war ihm zu unsicher, und so glaubte er, bei der Familie Zitzler in Obergrub am Ulrichsberg einen sicheren Unterschlupf zu wissen. Als die Amerikaner bereits im Raum Straubing waren, machte er sich auf den Weg über Thannberg nach Obergrub.

Die „Verteidigung“ der Stadt Deggendorf war jedoch bereits in Vorbereitung, und so wurde er oberhalb der Ortschaft Thannberg von einer dort verschanzten SS-Einheit angehalten. Zum Glück konnte er sich mit dem Hinweis „freireden“, er müsse sich bei einer Einheit im Raum Einkind, zu der man ihn verpflichtet habe, melden. Eine weitere Kontrolle durch einen deutschen Posten konnte er umgehen, da dieser Soldat durch andere Personen abgelenkt war.

Schließlich erreichte er Obergrub und fand mit Erlaubnis der Bäuerin Unterschlupf im Heustadl. Anfangs wählte er sich dort alleine, jedoch nach und nach rührte sich der Heuhaufen und es kamen ca. zehn „Ausreißer“ ans Tageslicht.

Zwei Tage waren ohne Zwischenfall vergangen, doch man hielt sich aus Sicherheitsgründen immer in der Nähe seines Schlupfloches im Heu auf. Am dritten Tag fuhr plötzlich ein Militärwagen in den Hof, das Anwesen wurde umstellt und der Kommandierende stürmte mit Soldaten zum Heustadl, um diesen „auszuräuchern“.

Nach ein paar aufgeregt erteilten Befehlen stürmte er jedoch wieder ins Freie und wurde dort von der Bäuerin empfangen, die ihn in ihrer Sorge um die im



20. 4. 45: Bomben auf die Siriuswerke in der Deggenau



„Winter 44/45“, Schlittenfahren in der Amanstraße

Heu verborgenen Leute und um ihre Futtermittelvorräte irgendwie von der Harmlosigkeit des Heustockes überzeugen konnte, so daß diese von ihrer Absicht abließen.

Vielleicht war jedoch auch ein Funkbefehl die Ursache, daß die Soldaten, so schnell sie gekommen waren, wieder verschwanden. Denn zur gleichen Zeit waren am Höhenrücken im Bereich Berg bereits die ersten Panzer und andere Militärfahrzeuge der Amerikaner zu hören und zu sehen, und die Einnahme von Deggendorf stand unmittelbar bevor.

Mein Vater konnte durch einen Bretterschlitz den Auftritt der deutschen Soldaten und das Herannahen der Amerikaner beobachten und miterleben. Nach der Einnahme der Stadt meldete er sich bei den Amerikanern. Meine Mutter verbrachte zusammen mit meiner Schwester und Nachbarsfrauen die letzten Kriegstage in der Stadt, zum Teil in unserem Hauskeller in der Amanstraße, zum Teil in öffentlichen Luftschutzkellern.

5. Aus der Chronik des Redemptoristenklosters Deggendorf

A. 1945 D.

[. . .] Chronista officialis plenitudine rerum obstupefactus scribere ausus non est [*Der offizielle Chronist war von der Fülle der Dinge so betäubt, daß er nicht wagte zu schreiben*] . . .

19. XI. 1945 Im Folgenden wird versucht, die ereignisreiche (für den Chronisten dankbarste) Zeit seit Februar dieses Jahres nachzuholen.

13. XII. 1945 Nachdem nun wieder fast ein Monat verstrichen und das Jahresende schon bedrohlich naht, soll in Gottes Namen mit dieser Herkules-Arbeit begonnen werden. [. . .]

27. III. 45 P. Jak. Guggenberger stößt zu uns. Seines Bleibens bei uns aber sollte kaum 14 Tage währen. Und auch nur, weil er auf seiner Reise nach Salching in Plattling ein Opfer des Bombenangriffes geworden ist. Mit total eingebundenem Kopf ist er hierher angeliefert worden. Mit dieser Feststellung treten wir bereits in

„Die kritischen Tage in Deggendorf“. April 1945.

Es sind das die letzten Tage des Krieges und die Tage der Eroberung unserer Stadt durch die Amerikaner. Selbe ist geschehen um 27. April 1945. Man lese den Kriegsbericht, den Ad.R.P. Rektor [P. Richard Schrauder] selbst darüber verfaßt hat, im Chronik-Archiv nach. [s.u.]

Auf die überraschend schnelle Räumung des NS- Entbindungsheimes [seit Ende September 1944 im Kloster] sei aber dennoch eigens hingewiesen. Die guten Pflegerinnen und Wärterinnen wurden sich der mißlichen Lage je länger je mehr bewußt. Mit den kranken Frauen war einfach nicht in den Keller zu

kommen. So lagen sie denn auch um jenem 20. IV., dem Führergeburtstag, als es ordentlich krachte, wieder nur im untersten Gang auf den Tragbahnen. Die kleinen Kindlein daneben. Mitten im Krachen und Donnern der in Deggenu niedersausenden Bomben hat P. Rodi noch 4 der Kleinen notgetauft. Wer konnte, eilte in den Keller, oder in den Vorraum zur alten Sakristei oder auch in den Grabkirchturm. Hier hat man sich erstlich ganz wohl und sicher gefühlt, bis einer die Entdeckung machte und davon auch erzählte, daß der Turm leider etwas gar viele und große Fenster habe. Seitdem war das Vertrauen auf den Turm fast allgemein verschwunden. Man suchte nach sichereren Plätzchen. Auch das NS-Entbindungsheim. Kurz: es war für uns, die wir nicht im Rat der Götter saßen, eine überaus große Überraschung, das ganze NS-Entbindungsheim in der Frühe des 24. April total entvölkert vorzufinden. Alles, was Leben war, war verschwunden, und wir gewöhnliche Sterbliche wußten nicht einmal wohin! Aber es muß schon schrecklich plötzlich gekommen sein; das konnte man zu deutlich in den einzelnen Zimmern, insbesondere in der Küche feststellen. Es schien, daß man mitten im Kaffeekochen hat wandern müssen. Und wie es im Ausguß und im Dachboden und da und dort ausgeschaut hat, spottet jeder Beschreibung. Wie groß ist man aufgezogen, vor einem halben Jahr! Wie klein ist man abgezogen! Kein Mensch hat sich mehr um die zurückgebliebenen Dinge gekümmert. [. . .] Damit findet ein Stück Hausgeschichte, die manche Seite dieses Buches füllt, ihr Ende.

27. IV. 45

Der Grabkirchturm hat in den Tagen der Eroberung Deggendorfs keine unwichtige Rolle gespielt. Auch das soll noch kurz Erwähnung finden. Bruder Baptist ist sein treuer Wächter geblieben. Bald bestieg er ihn, um das Kriegsgeschehen von oben aus zu betrachten – wehe, wenn er gesichtet worden wäre! –, bald kauerte er ganz alleine in einer Ecke, mit einer festen Hacke oder Haue versehen, wenn die Schießerei doch etwas zu toll ihm schien. Dank dem guten Baptist für seine Treue! Doch etwas anderes ist es noch, was hier hervorzuheben ist. An jenem Vormittag des 27. IV. begab sich Studienrat Maderer in die Stadt, so berichtete er mir selber ein paar Tage nachher, um nach der Lage zu sehen. Er fand die Stadt von Zivil fast ganz leer. Nur die SS trieb ihr Unwesen, aber nicht in solcher Anzahl, als ob sie tatsächlich in der Stadt sich ernstlich verteidigen wollten. Wozu also die Stadt einfach dem Verderben preisgeben? Mit jedem Augenblick mußte mit dem Anflug der angedrohten Bomber gerechnet werden, nachdem eine Übergabe nicht erfolgt war. Um noch zu retten, was zu retten war, entschloß sich Maderer, auf dem Balkon des großen Vannoni-Hauses, worin er selbst seine Wohnung hatte [heute Luitpoldplatz 4], die weiße Fahne auf eigene Verantwortung zu hissen. Es gelang ihm. Er zog sich wieder etwas zurück, um die Folgen abzuwarten. Aber nicht lange, bemerkte er, daß die Fahne wieder verschwunden war. Nochmals entschloß er sich, und zwar diesmal auf dem Grabkirchturm, die weiße Fahne zu hissen. Aber wäh-

rend er das tat, umzingelte unten die SS den Turm, und Maderer wurde gefangen, kurz verhört und abgeführt. In der „Blauen Donau“ von den Behörden, Kampfkommandant, Kreisleiter etc. nochmals verhört und zum Tode verurteilt. Nach einigen Stunden zog sich der Stab über die Donaubrücke nach Fischerdorf zurück, Maderer wurde mitgeschleppt, drüben nochmals verhört und diesmal, weil er alter Officier war, zur Frontbewährung begnadigt. Also begann für ihn am Donauwall die Schanzarbeit, die die ganze Nacht hindurch währte, bis plötzlich die Hauptgefahr vom Rücken her gesehen wurde, also von Plattling her. Das verursachte raschesten Frontwechsel, und bei dieser Gelegenheit gelang es Maderer zu entkommen, und sogar noch mit einem leichten Kahn über die Donau zu fahren. Gegen Abend des 28. IV. tauchte er bei seiner Familie wohlbehalten auf; zur größten Freude, nachdem man mit dem Schlimmsten hatte rechnen müssen.

27. IV. 45

[. . .] An jenem Tage, 27. IV., als die Ami die Stadt erobert hatten (NB! die Stadt wurde nicht übergeben, sondern galt amtlich im Kriegsbericht als erobert!), war das Traurigste von allem Traurigen, was man sah (Feuer und Zerstörung kriegerischer Notwendigkeit als auch kriegerischer Willkür!), das blühende Geschäft des Plünderns! Ich ging durch die Straßen, nicht zum Schreiben; zum Weinen! Ist das der Dank der Bevölkerung? Denn auch viel heimisches Volk sah ich plündern! Ich betrat die Grabkirche. Und siehe da, am Antritt des Bäckeraltars war eben ein junges Ehepaar eifrigst beschäftigt, ihre Plünderware zusammenzupacken. Mich aber packte der Zorn und trieb sie schleunigst zum Tempel hinaus! Auch ein Kriegsbild!

Wehrmeldeamt. [war im Kloster untergebracht] Bis zum letzten Tag war das Amt noch in Betrieb, wenngleich längst nicht mehr im vollen. Die Hauptarbeit der letzten Wochen schien nur mehr im Verbrennen und Vernichten dessen zu bestehen, was in jahrelanger Arbeit zusammengeschrieben worden war. Nach dem 27. IV. erschien auch unser lieber Herr Hartmann wieder auf der Bildfläche, wurde sogar eine Polizeistelle, der das bisherige WA unterstand. Er hatte es zu bewachen und allenfalls auch Auskunft zu geben. Er hat seines Amtes getreu gewaltet. Bisweilen kamen die Amis; wenn sie aber einen der Mönche, – Hartmann zog gerne bei solcher Gelegenheit einen solchen herbei – heranmarschieren sahen, zogen sie alsbald wieder ab. Erst nach Monaten haben sich die Amis . . . um das WA als solches interessiert und dies oder jenes Möbelstück abtransportieren lassen. Eines Tages aber, als die Amis das Gebäude der Bayer. Hypotheken- und Wechsel-Bank besetzten, wurden die Räume des einstigen WA, soweit sie nicht von Herrn Hartmann mit Genehmigung des P. Rektor besetzt worden waren, dem Bankdirektor samt seiner Familie und der seines Hausmeisters zur Verfügung gestellt. So sind wir also zum Schluß auch noch ein Geldhaus geworden mit regelrechtem Bankbetrieb. [. . .]

Inzwischen aber verging kein Tag, wo nicht Obdachlose für kürzere oder längere Zeit bei uns Unterkunft suchten und fanden. Sämtliche Räume im Parterre waren immer voll besetzt [. . .]

Gnad 1945

[. . .] So haben wir denn in der Grabkirche gefastet und gefeiert, so viel wir nur konnten. Das waren wir hundertmal dem hl. Mirakel schuldig geworden für die fast wunderbare Errettung unserer Stadt vor der unmittelbaren Bedrohung durch vernichtende Bomber. Die Guten der Stadt haben, das ist gewiß, gerade in den bösen Apriltagen d. J. ein felsenfestes Vertrauen gehabt und gezeigt zum hl. Mirakel und zur lieben Gottesmutter, die sich seit Mai letzten Jahres bestimmt und nachweisbar viele Familien der Stadt erobert hatte. Wenn man weiß, was am Tag nach der Eroberung ein amerikanischer Arzt im Englischen Institut zur Frau Oberin gesprochen hat [Anmerkung am Rand von anderer Hand: Frau Oberin weiß nichts], nämlich: die Amerikaner hätten während der Stunden der Belagerung, nachdem die Stadt nicht übergeben wurde, zweimal die Bomberverbände angefordert – wehe, wenn sie gekommen wären, es wäre uns auch nicht besser ergangen als vielen anderen Städten, cf. Schwandorf [am 17. 4. starkt zerstört]! –, sie seien aber nicht gekommen; warum nicht, das könnten sie sich selbst nicht erklären; das sei ihnen noch nirgends so passiert: so müssen wir tatsächlich von einem ganz besonderen Schutz von oben reden. [. . .]

6. P. Richard Schrauder aus dem Redemptoristenkloster Deggendorf über die kritischen Tage von Deggendorf

April 1945.

Mit dem Näherrücken der Front wird die Stimmung auch bei uns gespannter und erregter. Am 24. März machte P. Guggenberger als erster von hier Bekanntschaft mit den Fliegerbomben. Er wollte von hier nach Salching zur Osteraushilfe sich begeben, mußte in Plattling warten und geriet dabei in einen Fliegerangriff. Gott sei Dank gab es nur Fleischwunden im Gesicht. Er saß gerade im Sprechzimmer des St. Josephsheimes am Fenster, als eine Bombe auf der Straße explodierte. In der Luft wird es nun immer bewegter. Tag für Tag liegen die Bahnstrecken unter Tieffliegerbeschuß; am 15. April kreisen Tiefflieger auch über Deggendorf und Deggenau, richten aber keinen wesentlichen Schaden an. Am 20., einem Freitag, gegen 11 Uhr werden durch Bombentepich die Ölhafenanlagen und das Siriuswerk total zerstört. Volle 24 Stunden steigt eine mächtige Rauchsäule zum Himmel. Leider gingen dabei auch viele Privathäuser ganz oder teilweise verloren; an der Stelle des schönen Hauses des

Schneiders Plenk [früher Haus Nr. 3^{1/2}] gähnt ein großer Trichter; es verschwand total.

Die Stimmung wird heißer und nervöser. Am Sonntag, 22. 4., Bordwaffenbeschuß auf den Bahnhof. P. Rodi befindet sich gerade auf dem Weg von Ulrichsberg herunter; er flüchtet sich vor den Tieffliegern, die über ihn wegbrausen, in einen Busch. Weiter ist da nichts geschehen. Schlimmer wurde es am folgenden Dienstag. Alle spürten, daß etwas in der Luft liege. In der Nacht von Montag auf Dienstag zog das Entbindungsheim aus, d. h. die Frauen und Kindlein wurden früh 4 Uhr ins Elisabethenheim gebracht, um dort entlassen zu werden; alles Übrige ließ man an Ort und Stelle mitsamt der schmutzigen Wäsche. Niemand von den Herrschaften kümmerte sich mehr darum. – Ein „ehrenhafter“ Abzug! Wie sollte es in Deggendorf anders sein, wie im großen Reich der Partei! – Am Montag nachmittag waren schon P. Brandhuber und Wittmann nach Halbmeile geflüchtet, Dienstag vormittag folgten P. Haupt und P. Minister, da die Lage immer brenzlicher zu werden schien. Feindliche Panzer sollten sein in: Viechtach, dann in Regen, Ruhmannsfelden usw. Der Bürgermeister hatte die Weisung gegeben: die Zivilbevölkerung solle die Stadt verlassen, da sie verteidigt werde. Hatten nun schon viele sich aufs Land und in die nahen Wälder geflüchtet, so setzte jetzt eine Massenwanderung ein, besonders als dann gegen 10 Uhr ein kurzer Fliegerangriff auf die Stadt erfolgte. Es waren nur zwei Bomben, die aber in ihrer Wirkung Furcht einflößen konnten. Die eine, eine Sprengbombe, riß das Haus von Kaufmann Krauth völlig auf und richtet bei vielen andern in der Nähe große Verheerungen an. Dazu gab es an dieser Stelle vier Tote und mehrere Verletzte. Die andere, eine Brandbombe großen Kalibers, fiel aufs Pflaster vor dem Kaufhaus Wenning. Ich befand mich gerade im Durchgang zur Kirche, als ich Flieger tief kreisen hörte und wie ich zur Tür beim Hochaltar kam, tat es einen gewaltigen Krach, hörte Glas splintern und sah mit Schrecken, Feuerfetzen in die Kirche hereinfliegen in die Nähe des Altars der Schmerzhaften Mutter. Mein erstes war, einige Schnell-Trockenlöscher zu holen und zur Brandstätte eilen. Rasch schleuderte ich die weiße Masse auf die Phosphorflämmchen in den Stühlen; denn ich hatte nun gesehen, daß die größere Masse Phosphor am Seitenfenster emporbrannte, wo das Feuer an der Verdunkelung Nahrung fand. Da konnte mit Trockenlöscher nichts ausgerichtet werden. Ich lief um Wasser und Luftschutzspritze – wie froh durfte ich jetzt sein, daß ich einige Stunden vorher noch um alles geschaut hatte –, wie ich damit kam, war doch P. Rodi da und bald hatten wir beide das Fenster abgelöscht. Inzwischen waren auch andere gekommen, die entdeckten, daß es auch außen an der Kirchtüre brenne. Als ich hinaustrat, bot sich mir ein Schreckensbild: da lagen eine Menge nackter angebrannter Leichen, dazwischen Köpfe, Arme und Beine. Im ersten Augenblick war ich wirklich starr, bis die Erkenntnis kam: das sind ja nur die Auslagepuppen von den Schaufenstern. Aber auch ohne die Toten war es ein schauriges Bild. Ca. 20 m von der

Kirchentüre weg, brannte hell und groß ein Feuer, umgeben von Eisenteilen: die Einschlagstelle der Bombe. Den Großteil der Füllung hatte es an das Wenninghaus und vor allem an Turm und Seitenwand der Grabkirche geschleudert. An unzähligen Stellen leuchteten da die Phosphorsetzen auf und setzten in Brand, was leicht brennbar war. Die Tuchfüllungen der Wintertür glimmten und rauchten und auch die Holzteile fingen bereits das Brennen an. Ein Wasserstrahl aus der Luftschutzspritze genügte da. Schlimmer war es oben, unter dem Seitendach. Von unten war da nicht beizukommen und auch mit der Leiter von oben her nicht. Ich versuchte von der Empore aus vorzudringen; konnte aber wegen des starken Rauches nicht weit kommen, trotz vogehaltem nassen Tuch. Unschätzbare Hilfe leisteten zwei Mann vom Wehrmeldeamt (Hartmann und Roschinski), die sich mit aller Kraft einsetzten. Von außen schlug man das Blechdach auf und schaffte dadurch dem Rauch Abzug und mit der Spritze rückte man dann dem Brandherd, der dicht unter dem Dach schwelte, immer näher. Als die Gefahr so ziemlich beseitigt war, erschien auch die Feuerwehr, die mit einigen kräftigen Spritzern das Ganze bereinigte. Wie gut war es doch, daß wir gleich zur Stelle waren. Viele hatten die Stadt schon verlassen und das Haus abgesperrt. Kein Mensch hätte sich, zumal am Anfang, um die Kirche gekümmert. Was wäre da aus unserer lieben Grabkirche geworden? So ging es ab mit einigen Glasscheiben, einer angebrannten Wintertür und einem Loch im Seitendach. Die vielen Brandmale freilich und das fast völlig zerstörte Fresko über dem Eingang werden wohl noch lange von der Gefahr zeugen, in der die Kirche geschwebt! Deo gratias!

Mittwoch, der 25. April, verlief ohne besondere Ereignisse. Doch wurde die Spannung noch größer. Stündlich überflogen Jagdflugzeuge die Stadt und nahmen die Straßen unter Feuer. In der Stadt richteten sie weiter keinen Schaden an. Gerüchte regten auf: Panzer seien schon in Ruhmannsfelden, Regen, ja schon in Tittling. Was daran wahr war, wußte niemand recht. Jedenfalls verließen noch mehr die Stadt mit allem, was sie nur tragen konnten. P. Haupt begab sich auch noch nach Halbmeile. Die Nacht verlief unruhig. Immer wieder gab es Detonationen. Man wußte nicht, waren es Sprengungen oder Einschläge. In der Frühe lag es gleichsam in der Luft, daß ein kritischer Tag folgen werde. Wir waren daheim nur noch zwei Patres, P. Rodi und ich. Kirchenbesucher waren es sehr wenige. Es wurde bekannt, daß feindliche Panzerspitzen über Bernried-Egg anrückten, also nicht wie allgemein geglaubt wurde, von Gotteszell her. Als dann noch gesagt wurde, der Bürgermeister habe den Aufruf erlassen, die Bevölkerung solle die Stadt verlassen und bei Bekannten auf dem Lande Zuflucht suchen, da die Stadt verteidigt werde. – Diese Verteidigung der Stadt war schon seit langem das Tagesgespräch und machte böses Blut. 99 Prozent der Bevölkerung waren dagegen und selbst die Offiziere der Wehrmacht erklärten es für Unsinn und Wahnsinn mit den schwachen Kräften, die zur Verfügung standen, die Stadt halten zu wollen, man würde sie dadurch nur der

Zerstörung ausliefern. Der Befehl blieb, es war mit allem zu rechnen. – Nun ließ ich die Schwestern und älteren Brüder, mit dem Nötigsten versehen, ziehen; sie sollten in der Gegend des Geiersberges, im Hallerkeller, ein sicheres Plätzchen zu finden suchen. Auch packten wir eine Kiste mit den notwendigsten Dingen für den Gottesdienst. P. Rodi brachte dies mit Hilfe der Brüder bei Renner [heute: Schanzenweg 21] unter. Das Mittagessen blieb am Herd stehen. Der Appetit war bei keinem groß. Gegen 1 Uhr zeigte mir der Kommandeur des Wehrmeldeamtes ein ganz frisches Flugblatt, das die Aufforderung an den Bürgermeister zur Übergabe enthielt, andernfalls werde der Ort ein Schutthaufen werden. Er legte mir dringend nahe, nicht zu bleiben; denn es sei mit allem zu rechnen, da der Befehl zur Verteidigung bestehen bleibe; er werde auch selbst gehen. Nun packten auch wir Übrige das Nötigste rasch zusammen und gingen in die Gegend des Hallerkellers. Im Laufe der letzten Tage hatten wir die wichtigsten Sachen in den Keller und in die unteren Gänge geschafft, das Allerheiligste war die letzte Zeit so schon immer in der Kirchenmauer verwahrt. Das hl. Mirakel nahm P. Rodi im Einverständnis mit H. Stadtpfarrer zu sich. Schweren Herzens verließ ich als Letzter das Haus; empfahl es noch innig dem Schutz seiner Patrone, besonders der Mutter von der Immerwährenden Hilfe. Ich machte mir zwar ernste Vorstellungen, das Haus und die Kirche offen und unbewacht zu lassen, aber es war doch wieder das Klügste, den gefährlichen Boden zu meiden, nachdem mit einem Bombenangriff rechnen mußte. Zudem wollten wir uns ganz in der Nähe aufhalten, so daß ich im Notfall mit dem Rad, das ich mitführte, auch bald zur Stelle sein konnte.

Ich begab mich zuerst zum Hallerkeller und sah nach den Brüdern, die dort Unterschlupf gesucht hatten. Nach langem [Suchen] fand ich sie unter den Hunderten, von denen viele schon einige Tage dort in den weiten Räumen hausten. Mir selber gefiel es nicht bei der Masse und dem Durcheinander, und da sich in H. H. Fahrmeier schon ein Geistlicher dort befand, ging ich etwas weiter und fand im Hause Neustifter ganz erwünschte Aufnahme. Nach einiger Zeit traf da auch P. Rodi ein. Die guten Leute waren um unsere Anwesenheit froh, so blieben wir, wenn mir auch das Haus seiner freien Lage wegen nicht besonders sicher schien. Inzwischen war der Kampf näher an die Stadt herangerückt. Den ganzen Tag über war in der Gegend Egg und Berg gekämpft worden. Vereinzelt gab es auch Granateinschläge in den nordwestlichen Teil der Stadt. Um den späten Abend erfolgte ein schlagartiger Feuerüberfall auf die Stadt selbst. Ich glaubte schon, jetzt beginne das große Bombardement. Doch wurde es wieder ruhiger. Und als wir in der Gegend der Grabkirche keinen Brand oder dergleichen sehen konnten, blieben wir und suchten Ruhe. Die Nacht war sehr unruhig, immer wieder Detonationen. Gegen die Frühe wurden diese stärker, so daß wir von unserer Matratze im 1. Stock aufstanden. Wir faßten den Entschluß, nach Halbmeile zu wallfahren, um dort zu zelebrieren.

Vor 4 Uhr brachen wir auf. Allenthalben waren schon Leute auf dem Weg, die, durch nahe Einschläge aufgeschreckt, einen sichereren Ort suchen gingen. Bei Sandweg wurden auch wir durch nahe Einschläge erschreckt, und als auch in Richtung Bucha und weiter geschossen wurde, da gaben wir Halbmeile auf; denn wir fürchteten, nicht mehr zurückzukommen, faßten aber den Entschluß, nüchtern zu bleiben bis zum Abend. Dann wollten wir, falls die Gefahr glücklich überstanden würde, gleich eine Dankmesse lesen. Wir wandten uns dem Hof Hub zu, wo wir unsere Schwestern wußten. Wir ließen uns etwas Proviant für alle Fälle geben. Auf der Höhe über dem Geiersberg beteten wir unser Brevier, schauten dem bewegten Kampf auf dem Himmelberg zu und beobachteten die Stadt, wo immer wieder Detonationen zu hören waren. Aufsteigende Rauchsäulen machten uns besorgt, Gott sei Dank, waren die nie in der Nähe der Grabkirche. Mit immer größerer Spannung achteten wir, wie alle, auf jedes Fliiegerbrummen. „Wann werden sie kommen?“ Denn daß es ohne Bomber abgehen sollte, getrauten wir nicht zu hoffen. Es wurde 8 Uhr, 9 Uhr; sie kamen nicht. Immer waren es nur vereinzelte. „Sollten sie erst Mittags kommen und dann um so kräftiger?“ – Die nervöse Spannung blieb.

Wir strebten wieder unserem alten Platz oberhalb des Hallerkellers zu. Als wir dort in den Wald gelangten, ging ein starker Feuerüberfall auf ihn nieder. Rechts, links, vorn und hinter uns krachte und splitterte es. An den Boden gekauert, erwarteten wir unser letztes Stündlein. Als das Pfeifen und Krachen aussetzte, liefen wir um ein geschützteres Plätzchen. Und schon ging es wieder los. Da sagte P. Rodi, der nur einen Meter von mir lag: „Mich hat's schon getroffen.“ Ich schaute ihn an, fragend, besorgt. Darauf er: „Aber nicht stark.“ Gott sei Dank! Eiligst liefen wir von dem gefährlichen Punkt weg und fanden denn bald einen tieferen Hohlweg, wo wir uns doch etwas geborgen wußten und aufschnauften. Einige Soldaten ohne Waffen und Kampfgeist, wie deren so viele in der ganzen Gegend herumstrichen und nur auf die Amerikaner zu warten schienen, waren schon da. Nach einiger Zeit sah ich am Boden einen Granatsplitter von der Größe eines 50-Pf-Stückes. Ich hob ihn auf und sagte zu P. Rodi: „Schau, das ist interessant. Der war schon in einem Kleidungsstück; es hängt Wolle dran. Bei wem mag das gewesen sein?“ P. Rodi nahm den Splitter, besah ihn und dann die Stelle, wo er den Schlag verspürt. Und siehe da! Seine Pelerine hatte ein Loch, das Zingulum war auch durchgeschlagen und die Klerik dazu. Und später stellte sich heraus, daß der Durchschlag bis auf die Körperhaut ging. Welch ein Glück! Einige Zentimeter tiefer hinein; was hätte das für Komplikationen geben können! Dank dem hl. Mirakel und unseren Schutzpatronen!

Das Kampfgewoge ging weiter: Granateinschläge, MG- und Gewehrfeuer, dazwischen stärkere Detonationen von Sprengungen. In der Stadt stiegen schwere Rauchwolken hoch, es mußte in der Gegend der Bahnhofstraße sein. Voll Sehnsucht schaute alles nach der weißen Fahne aus. Einige wollten sie am

Grabkirchturm gesehen haben, dann wieder nicht mehr, dann wieder und wieder sei sie verschwunden. Das Geknatter und Gekrache ging weiter; dazu rückte tiefes Motorengebrumm immer näher. Das mußten Panzer sein. Zu sehen war davon nichts. So ging es nun Stunde um Stunde. Keiner wußte so recht, wie es in der Stadt stand. Gegen 2 Uhr hieß es, die Amerikaner seien schon drin. Ich ging nun rekognoszieren. Dabei wurde ich Zeuge einer aufregenden Szene. Im Hohlweg schienen Männer miteinander zu streiten. Wie ich näher kam, erkannte ich Bürgermeister Weiß, auf den ein älterer, mir nicht bekannter Herr erregt einschrie: „Der Bürgermeister gehört jetzt in die Stadt! Sie haben die Stadt zu übergeben!“ – „Das kann ich nicht. Da wäre ich ein Volksverräter!“ – „Sie gehen mit! Verstanden!“ – „Ich laß mich nicht kommandieren.“ – „Und Sie gehen mit! Zwölf Jahre haben wir euch folgen müssen. Jetzt gehorchen Sie einmal uns!“ Und er zerrte den Bürgermeister mit. – Ich wußte nun, daß die Amerikaner in der Stadt waren, trotz aller Panzersperren. Wie man nachher erfuhr, war die Infanterie vor den Tanks in die Stadt eingedrungen und hatte dort Jagd auf SS usw. gemacht. Ich packte nun meine Sachen aufs Rad, ging zum Hallerkeller, um den Brüdern zu sagen, daß sie heimgehen könnten. In Richtung der Pfarrkirche krachten immer wieder Einschläge, anscheinend auf die Donaubrücke. (Sie war gegen 2 Uhr gesprengt worden, und zwar beim großen Mittelbogen, der ganz versank. Die Eisenbahnbrücke war schon Donnerstag früh einmal und in der Nacht zum Freitag nochmals gesprengt worden. Ein ganz sinnloses, nutzloses Werk! Die Deggendorfer mußten dies lang und bitter spüren, da sich der Verkehr staute, was harte Ausquartierungen zur Folge hatte, da die Amerikaner nur leere Häuser bezogen.) Trotz dieser Unruhe ging ich weiter, sah bald die ersten Posten in Wildwestanzug und Stahlhelm. Mir winkte der eine sofort zu, weiterzugehen. Zivil ließ er ohne weiteres durch, nur Uniformierte wurden scharfer Kontrolle unterzogen und zu Sammelplätzen geschickt. Ich setzte mich nun aufs Rad und fuhr ungehindert an mehreren Trupps Schwerebewaffneter vorbei bis zur Gartentür. Friedlich lag der Garten da und unberührt, nur Leitungsdrähte hingen über die Sträucher herab. Auch Haus und Kirche schienen ganz heil. Ich atmete auf. Bald trafen auch die andern (P. Rodi, Fr. Meinhard, Adolf, Benedikt) ein. Fr. Baptist blieb sich in diesen Tagen treu. Er war mit P. Stegmeier, der an das Lazarett, das sich in den Schneiderkeller geflüchtet hatte, dort und anderswo viel Trost und Aufmunterung spendete, und auch hin und wieder im Haus Nachschau hielt, der Hüter des Hauses geworden. Im Hallerkeller hatte es ihm nicht lange gefallen. Er ging noch am Donnerstag wieder heim und besaß die Kühnheit, meist vom Turm aus, den interessanten Vorgängen zuzuschauen. Nur in ganz kritischen Momenten flüchtete er sich in eine sichere Ecke des Turmes. So ganz heil war es nun doch nicht gegangen. Ja, es schaute bei näherer Inspizierung sogar böse aus. Das Haus hatte einen Volltreffer ins Dach des Seitenflügels bei der Kirche erhalten. Gott sei Dank, nur eine leichte Granate, die im Dachboden

viel Kleinholz machte und ein großes Loch ins Blechdach riß und deren Splitter noch die Decke des oberen Stockes durchschlagen hatten. Die Kirche hatte sogar zwei Volltreffer. Der eine traf auf einen der Seitenstützpfiler der linken Chorwand, riß eine Menge schwerer Quadern herunter. Der Luftdruck und Splitter hatten das nächste große Fenster mit dem Antonius-Gemälde vollständig zerstört. Das ganze Presbyterium bis zum Hochaltar war mit Glassplittern, Bleifüllung und Kalkstaub übersät. Den andern Volltreffer entdeckten wir erst später. Er war direkt in die große Kuppel des Turmes gegangen und riß dort ein großes Loch. Dazu kommen noch die kleineren Schäden, ca. 50 zersplitterte Fensterscheiben vom Haus, viele kleinere und größere Löcher in Kirchenfenstern und im Dach – und die vielfach von Splittern durchlöchernte hintere Kirchentüre, das Schelmentürl, das aussieht wie ein Sieb.

Und doch ist es noch gut abgegangen, vor allem weil kein Brand entstand. Und das größte Glück: alle waren heil und gesund. Eine Dankmesse [war] also wohl am Platz. Um 1/6 Uhr abends konnte sie stattfinden. P. Rodi zelebrierte um dieselbe Zeit in der Vinzenzpflege. Aus tiefbewegtem Herzen kam der Dank; eine stille Freude herrschte in uns. Und die Überzeugung: Das Vertrauen auf Gott kann nicht groß genug sein. – Die Leute alle hatten den einen Gedanken: Gern wollen wir bald alle Schäden tragen, weil es nur vorbei ist.

Manche freilich hat es doch schwer getroffen; sie haben alles verloren. Die Bahnhofstraße (von Krauth bis zu Spengler Seidl) ist am schlimmsten dran. Was da nicht die Sprengbombe vom Dienstag zerstört, das wurde noch ganz zum Schluß durch Feuer vernichtet. Auch das Kaufhaus Falter ist völlig ausgebrannt. Im Vergleich zu dem, sind alle anderen kleine Schäden. Viel ging auch durch Plünderung verloren, besonders in Läden und Wohnungen, die verschlossen und bei denen niemand anwesend war. Unser Haus blieb davon ganz bewahrt. Religiöse Häuser und Einrichtungen wurden sehr respektiert. Wir waren als solches schon kenntlich durch die große Muttergottes-Statue. Zudem hatte P. Stegmeier den glücklichen Gedanken, im Pfortenflur ein großes Kreuz und das liebe Marienbild der Hummel anzubringen. So ist wohl auch kein Amerikaner weiter als in den Hausflur gegangen. Verschont blieben wir auch von Einquartierungen, worunter ganze Viertel der Stadt schwer zu leiden hatten und noch haben. Darum müssen wir aus ganzem Herzen beten:

Deo gratias et Mariae et Patronis nostris!

Deggendorf, im Mai 1945.

P. Rich. Schrauder
Rektor

7. Tagebucheintragung von Dr. Anton Reus vom Samstag, 2. Juni 1945:

Schwere ereignisvolle Wochen liegen inzwischen.

Am 27. April 1945 nachmittags gegen 2 Uhr zogen die Amerikaner in Deggendorf ein. Nur kurzes MG-Feuer durchschnitt die Luft, große Rauchwolken stiegen Richtung Rathaus und Bahnhofstraße auf: Schon nahen zwei Offiziere Richtung Krankenhausstraße her meiner Villa, geführt von Oberstaatsanwalt Dros, betreten das Haus und bieten mir namens der amerikanischen Militärregierung den Posten des Bürgermeisters der Stadt Deggendorf an.

Widerspruch, selbst der Hinweis, daß ich formell der NSDAP angehöre, war zwecklos

Sofort wurde ich schriftlich als Bürgermeister eingesetzt und ins Rathaus mitgenommen.

In der Stadt: Eine große Plünderungswelle hat eingesetzt, besonders in den Wein- und Schnapsgeschäften. Energisch fuhr ich dazwischen, so bei Carl Ebner, bei Wiedemann, bei Mitterwallner, bei Schötz usw. Das Rathaus war besetzt mit Soldaten und Offizieren der Amerikaner. Eine stattliche Anzahl von kriegsgefangenen Deutschen war dort bereits zusammengebracht. Nur wenige Deggendorfer getrauten sich vorerst noch auf die Straße: Ich ermahnte sie zur Ruhe und Besonnenheit. Panzerautos, Spähwagen, Pkws usw. durcheilten die Stadt. Immer neue Gruppen von Kriegsgefangenen wurden herbeigebracht. Ich erhielt Auftrag bekanntzugeben, daß das Publikum nur von 8–9 Uhr vorm. und 4–6 Uhr nachm. auf die Straße dürfte. Auftrag erging, daß unverzüglich die Panzersperren wegzuräumen wären. Mit versteckten Soldaten, mit dem Werwolf usw. war zu rechnen: Ich hatte mit dem Leben abgerechnet, ich wollte nun der Stadt und ihrem Heile dienen, mag kommen was will.

Vorerst suchte ich mir einige Mitarbeiter. Brauereibesitzer Schneider ging ich als ersten um meine Mithilfe an. Nach kurzer Überlegung sagte er sie mir zu.

Am Morgen des 28. April 1945 begab ich mich zur Polizeiwache. Ich hatte Sorge zu tragen, daß die Proklamation der Amerikaner und die von diesen sonst übergebenen Plakate sofort angeschlagen würden. Auf dem Wege zur Polizeiwache traf ich den bisherigen Bürgermeister und Ortsgruppenleiter der NSDAP Sebastian Weiß. Er behauptete, gestern den gleichen Auftrag erhalten zu haben. Ich klärte ihn über seinen Irrtum, nämlich die Verwechslung von ‚Reus‘ und ‚Weiß‘ auf. Bereits eilten Bürger der Stadt herbei, um sich als Hilfsorgane zur Verfügung zu stellen. Herr Dörfler händigte die Armbinden aus, ich entschied, wer in Betracht käme und wer abgelehnt werden mußte. Viele prominente Parteigenossen suchten als ‚Hilfspolizisten‘ unterzukommen, die zum Teil von mir energisch abgewiesen wurden. Sofort war ein Arbeitsdienst zur Freimachung der Straßen, insbes. der Sperren der Kandlbach-

brücke, beim Arbeitsamt, beim Waisenhaus, bei der Stadtpfarrkirche aufzubieten. Mit Trompetensignalen forderte ich zum Arbeitsdienst auf, reichlich kamen die Männer, um vorerst die Panzersperren an vorgenannten Stellen einzureißen. Immer wieder kamen Plünderungsmeldungen: Ich trat dieser Eigenmacht durch Abschicken von Hilfspolizisten entgegen. Der Erfolg war höchst unproblematisch. Die Waffen- und Munitionsablieferung hatte ja befehlsgemäß schon eingesetzt, ohne Waffen war aber ein durchgreifender Einsatz – das wußten die Ausländer wie Russen, Polen, Jugoslawen, Franzosen und einzelne Amerikaner – unmöglich. Wiederholt forderte ich amerikanische Hilfe an und erhielt sie. Kaum aber war der abgeschickte amerikanische Streifendienst weg, so ging das Plündern weiter! Schaurig brannten die bombenbetroffenen Gebäude, so Krauth, Graf, Falter, Bahnhofstraße usw. aus –: Schwere Wunden hatte da der Siegereinzug geschlagen! Verschiedene Tote lagen auf der Westseite des Rathauses: Der Totenwagen hatte schwere Arbeit!

Am Einzugstag der Amerikaner hatte ich mich in meiner Wohnung und beim bzw. im Eiskeller der Lindenkellerwirtschaft aufgehalten. Dortselbst war vorerst das Standquartier der Sanitäter und der Feuerwehr. Beide Organisationen begaben sich außerhalb der Stadt, als der Feind Flugblätter geworfen hatte, daß die ganze Stadt in Schutt und Asche gelegt würde, wenn zum Zeichen der Kapitulation am höchsten Punkt der Stadt nicht die weiße Fahne gehißt würde. Ich durcheilte die Stadt bis zum Rathaus: Sie war menschenleer. Der alte Procher war mit einem Flugblatt zu Bgstr. Weiß geschickt worden: Dieser hatte sich auswärts begeben und war nirgends aufzufinden! Vom Himmelreich her waren Brandsäulen zu sehen, aufgezoogene weiße Fahnen waren mit dem Feldstecher zu erkennen.

Außer einigem MG-Geratter, einzelnen Infanterieschüssen und wenigen Artillerieeinschlägen war aber der Kriegseinmarsch der Amerikaner in Deggendorf so ‚friedlich‘, als würde es sich um eine Manöverübung im Stadtgelände handeln.

In der Stadt soll versucht worden sein, am Grabkirchenturm und am Hause Vanoni-Halbritter eine weiße Fahne – hier Studienrat Maderer – zu hissen; deutsche Wehrmacht soll deren Entfernung erzwungen und das Haus Vanoni-Halbritter beschossen haben.

War schon am Morgen des 27. 4. 1945 die Eisenbahn-Donaubrücke von der deutschen Wehrmacht gesprengt worden, so erlitt dasselbe verbrecherische Schicksal unsere herrliche Donaubrücke Deggendorf-Fischerdorf am Nachmittage des 27. 4. 1945, ohne daß dadurch der Gesamtsituation wesentlich gedient war.

...

Undisziplin der Bevölkerung in genauester Einhaltung der Sperrzeiten: Befehl: Wenn Stadt nicht in einer Stunde frei ist von Zivilisten, wird Stadt beschossen.

Arbeitspflicht: 15–65 Jahre!

Wiederholt Todesdrohungen gegen mich, sogar Gerichtsverhandlung, da das Publikum die gegebenen scharfen Anordnungen nicht auf den Buchstaben und die Minute genau verfolgte: ‚Wären wir Deutsche, so wären Sie schon erschossen‘, hier unter Hinweis auf das Gebaren der Deutschen in Frankreich und Rußland.

An 400 zu früh auf die Straße geeilte Volksgenossen wurden am Stadtplatz vom amerikanischen Militär zusammengefaßt, umschlossen, mußten dort von nachm. 4–6 Uhr stehen bleiben und wurden erst nach einer von mir befohlenen Strafpredigt freigegeben. Vorher war ich unter Dauerbombardierung meiner Brust mit schwersten Faustschlägen durch einen amerikanischen Offizier auf die Undisziplin vorstehender Masse und meine Verantwortung mit Nachdruck hingewiesen worden.

Die gleiche Szene spielte sich am nächsten Nachmittag ab, als statt 300 zur Arbeit befohlenen Frauen nur 120 erschienen waren. Auch hier mußte ich zur Masse in Gegenwart der amerikanischen Offiziere reden, todmüde zum Umfallen!

Befehle: Alle Soldaten, ob in Uniform oder Zivil, müssen sich bis 9 Uhr vorm. auf der Polizeiwache melden – Lkw am laufenden Band brachten sie in die umliegenden Lager (Metten, Grafing, Lalling, Natternberg, Cham usw.), die Hoheitsträger der NSDAP waren zusammengeholt und wanderten überwiegend in Schutzhaft.

Befehl: Jedes Haus hat eine weiße Fahne auszuhängen – Waffen und Munition sind ab sofort abzuliefern – die militärischen Einrichtungen der Stadt sind sofort zu melden – alle Brücken in Stadt und Umkreis wieder herzustellen – die Straßen und Plätze der Stadt sofort sauberzumachen – Schutt der bombardierten Häuser abzufahren – Müllabfuhr sofort organisieren – das elektrische Leitungsnetz der Stadt in Ordnung bringen – das herrenlose Gut (Wehrmacht etc.) an Lkws, Pkws usw. sofort sammeln und sicherstellen usw. usw.

Ich erwirkte, daß bereits am 1. Besatzungssonntag, 29. April, Gottesdienst sein durfte, allerdings ohne Glockengeläute und unter strenger Einhaltung der Sperrstunden. 8 Tage darauf war auf meinen Antrag sogar das Glockengeläute zugestanden! Das Deggendorfer Mirakel hat die Stadt vor der bereits angekündigten Verwüstung und Legung in Schutt und Asche bewahrt, mit Dank gegen Gott sei dies und wird dies einstimmig von Stadt und Land anerkannt!

8. Brief von Dr. Oskar Paur an den Landrat vom 17. 5. 1945

Betrifft: Hissung der weissen Fahne am hiesigen Grabkirchenturm am 27. 4. 45.

Mir ist zu Ohren gekommen, dass hier erzählt wird: Herr Maderer und ich hätten die weisse Fahne gehisst; ich hätte jedoch Herrn M. ‚am Schlusse in Stich gelassen‘. Diesen Gerücht, das geeignet ist mich in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, veranlasst mich. Folgendes festzustellen:

Die weisse Fahne am hiesigen Grabkirchenturm wurde am 27. 4. ds. gemeinsam gehisst von Herrn Prof. Maderer, Herrn Steppe (in der [Metzgerei] Fa. Schiller hier), mir und einem im hiesigen Pfarrhof wohnenden, etwa 12-jährigen Jungen, der sich uns angeschlossen hatte. Bald darauf war auch auf dem der Grabkirche gegenüberliegenden Anwesen Bäckerei Brebeck [Michael-Fischer-Platz 2] eine weisse Fahne aufgezogen worden. Als nach geraumer Zeit auf der Strasse gerufen wurde ‚Weisse Fahne einholen‘, war ich zufällig beobachtend im Turm in der Höhe der Fahne. Da ich nicht wusste, wer gerufen hatte, holte ich die weisse Fahne ein und eilte nach unten. Ich frug Herrn Maderer, wer gerufen habe; er antwortete mir, dass dies ganz gewöhnliche Soldaten seien, die uns nichts angingen, die Fahne müsste wieder hinaus. Er ging darauf in den Turm. Ich selbst wollte mir die Soldaten ansehen und ging aus der auf der Westseite der Grabkirche gelegenen Türe. Dort sah ich auf der Strasse einen Soldaten mit der Pistole in der Hand stehen, während zwei andere Soldaten damit beschäftigt waren, am Brebeck'schen Anwesen oben beim Mehlaufzug die weisse Fahne zu entfernen. Der Soldat auf der Strasse rief mir zu. ‚Wissen Sie, wer hier (auf das Haus Brebeck deutend) die weisse Fahne gehisst hat?‘. Ich verneinte dies, worauf er fortfuhr: ‚Sagen Sie den Bewohnern dieses Hauses, sie werden alle erschossen!‘; und zu den beiden Soldaten oben bei Brebeck gewendet: ‚Durchsuchen Sie gleich den Keller‘. Langsam zur Kirche zurückgehend war ich mir des Gefahrvollen unserer Lage bewusst, wenn wir diesen Soldaten in die Hände fallen sollten. Mein erster Gedanke war, Herrn Maderer aus dem Turme zu holen; doch gab ich diesen Gedanken wieder auf in der Erwägung, dass die Zeit hiezu zu kurz sei, da die Durchsuchung bei Brebeck jeden Augenblick zu Ende sein konnte; anderseits hätte ich mich dabei sicherer Verhaftung ausgesetzt, ohne Herrn Maderers Lage irgendwie zu bessern; zudem stand vor mir der Bube, um den zu kümmern ich mich für verpflichtet hielt. Diese Gedanken, die mir in Sekunden durch den Kopf gingen, veranlassten mich zu dem Entschlusse, mit dem Jungen zu fliehen und so zu versuchen, wenigstens uns beide in Sicherheit zu bringen. Laufend erreichten wir durch den Südausgang der Grabkirche den Eingang zum Wehrmeldeamt [im Redemptoristenkloster], um von dort aus die Flucht fortzusetzen.

Dies zur Ergänzung des Tatsachenberichtes des Herrn Maderer.

Herrn Maderer habe ich von dem mich diffamierenden Gerücht in Kenntnis ge-

setzt. Er erklärte mir, dass in seinem Bericht nichts enthalten sei, woraus herauszulesen wäre, dass ‚ich ihn im Stiche gelassen habe‘; er hätte in meiner Lage genau so gehandelt.

gez. Dr. Paur

9. Bericht von Ludwig Wimbauer, Deggendorf

Sonderabteilung Volksgerichtshof Berlin

Der als „Bluthund von Nürnberg“ bekannte Volksgerichtshof-Ankläger Dr. Rothaug war mit einer Abteilung des Volksgerichtshofes Berlin in abgestellten Eisenbahnwägen, die aus Berlin hierher gebracht wurden, in Ulrichsberg einquartiert. Er fand sich mit Mitgliedern seiner Abteilung in den Diensträumen der Staatsanwaltschaft Deggendorf ein und bezog Büroräume. Er führte auch Besprechungen mit dem amtierenden Oberstaatsanwalt Dros. Mir ist noch in Erinnerung, daß es damals darum ging, welche Personen im Deggendorfer Gefängnis einsitzen würden, für die die Zuständigkeit des Volksgerichtshofes gegeben wäre.

Meiner Erinnerung nach waren es:

- a) Frau Fischer aus Steinkirchen wegen Brandstiftung (weil landwirtschaftliche Vorräte vernichtet wurden) und
- b) die Lehrerin A. Nothaft (wegen Wehrkraftzersetzung und Volksschädling VO.) aus Schwanenkirchen.

Rothaug sah für diese Personen seine Zuständigkeit gegeben. Oberstaatsanwalt Dros widersetzte sich dieser Meinung und erklärte ausdrücklich, daß er Gefängnisvorstand (in Personalunion) sei und nur richterlichen Entscheidungen Folge leisten würde.

Prozeß Rößler / Nirschl / Heckscher

Rößler, Nirschl, Heckscher wurden in Deggendorf vom Volksgericht Berlin in Deggendorf zum Tode verurteilt. Am 8. 11. 1944 Beginn der Hauptverhandlung (ich weiß dies deshalb, weil ich mich an diesem Tag verlobt habe). Am 9. 11. 1944 Urteilsverkündung wegen Verbrechens gegen die Volksschädlings-Verordnung und Wehrkraftzersetzung.

Nach dem Urteilsspruch soll Heckscher aufgesprungen sein und gegenüber einem Beisitzer, einem hohen SA-Offizier in Uniform, unter Entblößung seiner Brust gesagt haben: Ich stand schon einmal vor dem Tod und habe auch diesmal keine Angst!

Auslösung zu diesem Prozeß war, daß Frau Rößler in der Hengersberger Straße ein Geschäft betrieb und des Tauschhandels verdächtigt wurde. In diesem Zusammenhang wurde dann auch bekannt, daß sie, ihr Ehemann und Heck-

scher ständig Feindsender abhören würden und deren Nachrichten in Umlauf setzen. So kam es dann auch, daß der Geschäftsmann Schötz miteinbezogen wurde. Nirschl kam wiederum in Verbindung mit dem Tauschgeschäft Rößler/Eisenwarengeschäft Gärtner und Nirschl. Die Ermittlungen wurden von der Geheimen Staatspolizei in Regensburg geführt.

Der Geschäftsmann Schötz war wegen Feindsender-Abhörens verhaftet worden; soweit mir noch bekannt ist, wurde Schötz zu einer Zuchthausstrafe von zwei Jahren und acht Monaten und Frau Rößler zu drei Jahren und sechs Monaten verurteilt.

Die Hinrichtung der Verurteilten Heckscher/Rößler/Nirschl war auf Gründonnerstag 1945 in Stadelheim/München angesetzt.

Oberstaatsanwalt Winghamer – ob der Name richtig geschrieben ist, weiß ich nicht mehr sicher –, beim Generalstaatsanwalt in München hat aber das Urteil nicht mehr vollstrecken lassen; er gab aber an die vorgesetzte Dienststelle telegrafisch weiter, daß die Urteile vollstreckt wären.

Um allen Schwierigkeiten deshalb aus dem Weg zu gehen, wurden die Todeskandidaten in verschiedene Gefängnisse verlegt: Heckscher nach Straubing, Nirschl nach Passau (?), Rößler nach Landshut (?).

Kurz vor Kriegsende ist Rößler und Nirschl die Flucht gelungen und kamen über die Donau in die Stadt Deggendorf zurück. Rößler kam in das Amt, teilte dem OSt.A. Dros mit, daß er nichts mehr zu sagen hätte und Frau Fischer sei sofort aus der Haft zu entlassen. In welchem Zusammenhang Rößler zu Fischer stand, ist mir nicht bekannt.

Das Verfahren Fischer dürfte mit Sicherheit eingestellt worden sein; die Akten befinden sich beim Sondergericht München, was ich vermute.

Fesselung von Heckscher im Gefängnis Deggendorf

Mir wurde bekannt, daß Heckscher erklärt habe, falls Wachtmeister Graf (Grafenau) Dienst tue, er lieber auf Essen usw. verzichte, weil ihm dieser anschließend die Fessel so streng anlege, daß er bei jeder Bewegung Schmerzen verspüre und die Handgelenke wund würden.

OSt.A. Dros hat dies mit Sicherheit meiner Überzeugung nach nie angeordnet. Dros war streng katholisch und gleichzeitig im katholischen Pfarramt „Mariä Himmelfahrt“ tätig. Dros wurde nach dem Krieg auch nicht in Schutzhaft genommen, er ging jeden Tag in seine Frühmesse (ich glaube um 7.00 Uhr); Stadtpfarrer Dr. Stich war mit ihm befreundet. Vielleicht erfolgte keine Inhaftierung, da gleichzeitig mit Sicherheit eine Verbindung mit Abt Corbinian Hofmeister (Kloster Metten), der selbst im Dritten Reich verfolgt wurde, bestand.

Rudolf H. / Dr. Labin

Nach Kriegsende wurde mir bekannt, daß der schon mehrmals inhaftiert gewesene Metzger Rudolf H. mit dem 1. Landgerichtspräsidenten Dr. Labin, nach Kriegsende in Deggendorf, gemeinsam im KZ Buchenwald inhaftiert gewesen sei. H. wurde 1944 wiederum in einem Verfahren in Deggendorf verurteilt und gleichzeitig die Sicherungsverwahrung angeordnet. Über das Gefängnis Regensburg soll er dann als Krimineller in das KZ Buchenwald überführt worden sein. H. erzählte mir selbst nach dem Krieg, daß er in Regensburg in Ketten gelegt worden wäre (an Füßen und Händen). Er selbst hätte den kriminellen Wimpel getragen und sei im KZ in der Küche beschäftigt gewesen, da er Metzger war.

H. wurde im KZ mit Dr. Labin bekannt und er hätte ihm immer wieder Essen zukommen lassen. H. wurde durch Dr. Labin in der Deggendorfer Militärregierung bekannt, besaß ihr Vertrauen.

H. war Pferdeliebhaber; er baute sich in Plattling einen Rennstall auf. Später hat er wieder Einbrüche in amerikanischer Uniform ausgeführt; er wurde wieder verhaftet und von einem amerikanischen Militärgericht zu längerer Zuchthausstrafe verurteilt. H. ist tot.

Dr. Labin

Soweit mir in Erinnerung ist, war Dr. Labin vor seiner Unterbringung im KZ in Deggenau (Reederei Wallner?) beschäftigt; ich glaube auch, daß er während seines Aufenthaltes auch am Landgericht Deggendorf die Bibliothek besuchte, vielleicht während seines Studiums?

Dr. Labin wurde nach dem Krieg der 1. Landgerichtspräsident in Deggendorf, später ließ er sich als Rechtsanwalt in Deggendorf nieder; anschließend soll er nach Hamburg oder Bremen verzogen sein und dort in einem großen Betrieb (Kaffee-Handel?) als juristischer Sachbearbeiter tätig gewesen sein. Sein Schwager soll noch in Deggendorf wohnen.

Oberstaatsanwalt Dros

Ich halte OSt.A. Dros für einen gerechten, verantwortungs- und pflichtbewußten Staatsanwalt; dies muß ich sagen, wenn auch mein Verhältnis zu ihm als Untergebener nicht immer das beste war.

Sowohl als Staatsanwalt wie auch als Gefängnisvorstand kann ich über ihn nichts Negatives berichten.

Im Spruchkammer-Verfahren, deren Ankläger der Journalist Viatschko (aus dem Sudetenland) war, wurde Dros von der Familie Rößler des Diebstahls bezichtigt; er soll sich aus den beschlagnahmten Waren Fahrradschläuche und -reifen angeeignet haben.

Gegen Dros wurde Straflager beantragt; während der Beratung des Urteilspruches habe ich die unter ihm tätigen und wieder beschäftigten Staatsanwälte vom Gang des Verfahrens unterrichtet und wollte erreichen, ihn (Dros) durch deren Aussage zu entlasten.

Bei Haus-Strafverfahren gegen Inhaftierte des Gefängnisses, wo ich immer als Protokollführer tätig war, hatte ich nie den Eindruck, daß er ungerecht oder hart gewesen wäre.

Landgerichtsgebäude

Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner habe ich mit Gefangenen des Gefängnisses noch die im Amt vorhandenen Schreibmaschinen usw. in Sicherheit gebracht, um einen Diebstahl bei einer eventuellen Besetzung zu verhindern; die Maschinen wurden unter dem Dach versteckt und der Raum mit Brennmaterial (Holz und Kohlen) versehen, nach Freiwerden des beschlagnahmten Gebäudes im Juli 1945 war das Brennmaterial nicht aufgebracht und wir hatten wieder unsere Schreibmaschinen, was damals nicht mit Geld zu bezahlen war.

10. Der Todesmarsch

Auf höhere Weisung hatten die Schergen des Nationalsozialismus im Frühjahr 1944 neue Verhaftungen in Deggendorf durchgeführt. Wehrkraftzersetzung, Heimtücke und andere Delikte sollten die Gründe sein, die der 6. Senat des Volksgerechtshofes Berlin am 9. November 1944 geltend machte, um die hinter Gefängnismauern sitzenden Berthold Heckscher, Josef Nirschl, Karl Rößler zum Tode und Georg Schötz zu drei Jahren Zuchthaus zu verurteilen. Berthold Heckscher, derzeitiger 2. Bürgermeister von Deggendorf, gab uns über diese Leidenszeit eine Tatsachenschilderung.

Nach meiner Verhaftung am 1. April 1944 folgte nach dem Urteilsspruch des Volksgerechtshofes die grausamste Zeit meines Lebens. Im Landgerichtsgefängnis Deggendorf wurde ich in Einzelhaft gehalten und war Tag und Nacht gefesselt. Meine Handgelenke entzündeten sich während dieser 150 Tage derartig, daß selbst die leiseste Berührung mit Schmerzen verbunden war. Ein Gesuch um Milderung der Fesselung an die hiesige Staatsanwaltschaft hatte keinen Erfolg. Ich hatte den Eindruck, daß diese Maßnahme eine Zusatzstrafe für mich als Halbjuden sein sollte und man mir auch deshalb eine Bewegung im Gefängnishofe verweigerte. Der Aufenthalt im Deggendorfer Landgerichtsgefängnis zählt zu meinen schrecklichsten Erinnerungen. Infolge eines Kehlkopfleidens kann ich nur flüssige Lebensmittel zu mir nehmen, die ich aus der Gefängnisküche nicht erhielt. In der Karwoche 1945 wurde ich in das Strafvollstreckungsgefängnis Stadelheim gebracht, wo meine Enthauptung vollzogen werden sollte. Die Maßnahmen waren hier auf Massenvollzug eingestellt. Die

Stimmung bei den Todeskandidaten war verschieden. Einige beteten, andere weinten, oder ergingen sich in Wutausbrüchen. Einmal hörte ich vom 1. Stock des Gebäudes mehrere Mädchen ergreifende Marienlieder singen und war aufs Tiefste erschüttert, als mir der Gefängniswärter später von der Hinrichtung der Mädchen berichtete. Mit 48 Todeskandidaten, darunter auch Nirschl und Rößler, wurden wir am 13. April mit einem Lkw in das Zuchthaus Straubing gebracht, wo sich auch Georg Schötz in Haft befand. Gras und sonstige Abfälle steckten wir uns in die Taschen, denn das Essen war menschenunwürdig und der Hunger groß. Am 25. April mußte das Zuchthaus Straubing geräumt werden, und von SS-Männern bewacht, begann für 3886 Mann der Todesmarsch. Es war uns angedeutet worden, daß wir nach Dachau laufen mußten, wo unsere Hinrichtung vollzogen würde. Fast alle beherrschte der gleiche Gedanke: Flucht. Rößler gelang es in der Nacht des ersten Tages zu flüchten. „Ich werde abends nicht mehr bei Euch sein“, hatte er zu seinen Leidensgenossen Nirschl und Heckscher beim Abmarsch gesagt. Als Fußkranker hatte er sich außer Reih und Glied gesetzt und aus einer Scheune, die der Heimatwehr zur Bewachung übergeben, war er entkommen. Zwar piffen ihm einige Kugeln nach, doch die Nacht war seine Rettung. Nirschl konnte sich bei einem Durcheinander der Kolonne von dem Todeszuge absondern. Schötz war durch die gestreifte Zuchthauskleidung am Fliehen gehindert. Der Elendszug bewegt sich nur noch im Schneckentempo weiter. Die Ausfälle wurden immer größer, das Häuflein schrumpfte auf 200 Mann zusammen. Unser Weg war mit Leichen gezeichnet. Die SS begab sich nun mit dem Zuge nach Langenbach zurück, wo sie die Vollstreckung der Todesurteile vollziehen wollte. Doch wir waren bereits von amerikanischen Panzern umstellt, so daß die Befreiungsstunde geschlagen hatte. Ich selbst konnte einen Tag vorher durch die Gutmütigkeit eines Volkssturmmannes fliehen.

(Aus der „Passauer Neuen Presse“, Nr. 72, Jahrgang 1947)

11. Bericht von Gottfried Freundorfer, Oberkandlbach

Am Tag vor dem Flugzeugabsturz am 8. Mai 1945 in Oberkandlbach war ich bei den Nachbarn, den Meidinger; ein junger Zivilist kam zum Betteln; dieser Mann hat dann bei dem Unfall für die Amerikaner gedolmetscht.

An diesem Tag waren meine Mutter und meine Tante im Holz, als das Flugzeug kam. Von überall her wurde es beschossen. Ich war im Vorhaus und sah, daß das Flugzeug schon am Zaun war. Die Eiche vor unserem Haus hat es noch gestreift. Meidingers hatten ein Sommerhäuschen vor ihrem Haus, in dem sie sich gerade aufhielten. Das Flugzeug hat das Häuschen plattgewalzt. Die beiden Meidingers waren sofort tot. Ca. 50 Meter unterhalb kam das Flugzeug auf einer Wiese zum Halten. Es war eine saubere Notlandung. Der Flugzeugführer

kam zu uns herein, zog die Uniform aus und kleidete sich mit den Sachen meines Vater ein, der im Jahr vorher gestorben war. Dann versteckte er sich im Jauchefaß vor den Amerikanern im Schuppen. Als meine Mutter und die Tante heimkamen, so gegen 4 bis 5 Uhr, waren die Amerikaner schon da. Die Flüchtlinge aus Breslau sagten ihnen, wo der Flieger sich versteckt hatte. Man fand ihn, führte ihn auf die Wiese und tat so, als ob man ihn erschießen würde. Die Amerikaner schlugen ihn und transportierten ihn ab. Später hörte man erzählen, daß es angeblich mehrere Flugzeuge waren. [Anm. der Redaktion: Die Identität des Flugzeugführers konnte nicht geklärt werden; verschiedene Zeitzeugen nennen jeweils verschiedene Namen]

12. Bericht von Xaver Lohmer, Metten

Ich bin Schmied von Beruf und wurde 1938 zur Wehrmacht einberufen. Ich kämpfte in Polen, Frankreich und Rußland. Mein Vater starb im März 1943. Im August wurde ich von der Wehrmacht entlassen und für ein Vierteljahr u. k. gestellt, damit daheim der Schmiedebetrieb und die Landwirtschaft erhalten werden konnte. Im Dorf Michaelsbuch suchte man damals einen Schmied, weil der dortige Schmied zu alt war. Die Bauern mußten damals die Milch mit dem Pferd zur Molkerei in Plattling bringen, und es gab niemanden mehr, der die Pferde beschlagen konnte. Kreisbauernführer Frank sorgte dafür, daß ich immer für ein Vierteljahr weiter nach Michaelsbuch verpflichtet wurde. Mit meinem Lehrling war ich drei Tage in der Woche dort. Richtung Höhenrain gab es einen Flugplatz, mit dem wir aber nichts zu tun hatten.

Beim Schmied Pfundner hat auch ein Feldweibel geschlafen. Von ihm weiß ich, daß 1944 bewährte Unteroffiziere von der Wehrmacht zur Luftwaffe abkommandiert wurden. In Michaelsbuch wurden sie ausgebildet.

Vielleicht im Februar oder März 1945 habe ich in Höhenrain gesehen, wie die Häftlinge bei Regen und Schnee durch den Ort getrieben wurden. Sie waren richtig naß und abgemagert. Man sagte uns nur, es seien Sträflinge. Ein bis zwei SSler und einige Häftlinge mit Prügeln bewachten sie. In Hettenhofen sollen sie bei einem Bauvorhaben gearbeitet haben.

Anfangs April wurde der Flugplatz gegen ein oder zwei Uhr nachmittags von Flugzeugen zerstört, sicher an die 20 Me 109 und eine Ju 52, die bei Sautorn in einer Kiesgrube versteckt war. Eine Scheune in Freundorf vom Winkelmeier ist abgebrannt, weil sie dort ein Flugzeug abgestellt hatten. Einige Flugzeuge blieben übrig, konnten aber nicht mehr starten, weil sie kein Benzin mehr hatten. Die Flugzeuge standen in sog. Erdboxen.

Am 25. April kam eine Frau vom Lager auf den Himmelberg und erzählte, die Amerikaner seien schon in Bogen und Regen. Um 1/2 11 bin ich dann mit mei-

nem Lehrling von Michaelsbuch weg. Die Fähre nach Metten war schon gesprengt und die Brücke in Deggendorf war gesperrt. Unterhalb der Fähre lagen einige jugoslawische Schiffe; einer hat uns mit seinem Boot hinübergefahren. In Metten war es ziemlich ruhig.

Am nächsten Tag hörten wir es schon früh schießen. Bürgermeister und Ortsgruppenleiter Helmprecht wußte aber von nichts. Der Volkssturm war schon eingesetzt, ich war nicht erfaßt. Um 12 Uhr läutete die Glocke und Helmprecht rief den Volkssturm zum Bauen von Panzersperren zusammen. Es kamen aber nur vier Mann: neben mir, Heigl, der spätere Landrat, Musikmeister Michael Haimlerl und Baumeister Helmbrecht. Wir sollten die Brücke zum Damm mit Bruchsteinen verbauen. Einige Steine haben wir hingelegt. Einige Wehrmachtsangehörige kamen, u. a. ein Major mit 20 Mann von Bogen, die „ihre Einheit suchten“, d. h. sie hatten sich abgesetzt. In der Nacht zum 26. 4. wurde eine Panzersperre an der Laufmühle in der Egger Straße gebaut. Helmprecht sagte, daß um 1/44 Uhr früh aus Deggendorf telefonisch der Befehl an Professor Seitz gegeben wurde, alle Brücken seien zu verbauen. Seitz gab diesen Befehl aber nicht weiter. Am nächsten Tag kam um 9 Uhr der Deggendorfer Stadtkommandant und stellte fest, daß nichts unternommen worden war. Aber der Gemeindegeschäftsführer Staudinger hatte von Seitz nichts gehört. Helmprecht sollte dann nach Deggendorf gebracht werden; wenn man ihn erwischte hätte, hätten sie ihn vielleicht auch umgebracht.

Mittags haben wir dann weiter an der Panzersperre gebaut. In Egg hörten wir es schon schießen. Gegen 1/23 kamen dann die ersten amerikanischen Panzer über den Himmelberg. Wir gingen von der Brücke sofort weg donauaufwärts und sahen zu, wie die Amis nach Metten einfuhren. Drei Granaten schlugen in der Nähe des Ortes ein, ohne Schaden anzurichten. Am Himmelberg starben einige HJler, auch aus Deggendorf, weil sie auf die Amerikaner schossen. Sie blieben zwei Tage liegen und wurden dann in Metten beerdigt. Gegen 4, 1/25, marschierten die ersten Infanteristen schon über den Heiglberg Richtung Deggendorf. Als wir wieder heimgingen, standen drei Panzer und vielleicht 100 Soldaten in der Donaustraße zum Essenfassen. Niemand beachtete mich; ich zog mich schnell um und verkleidete mich als Tierpfleger. Abends kamen dann die Soldaten zu uns herein, um nach leeren Zimmern zum Übernachten zu sehen. Die Nachbarn mußten für einige Tage ihre Häuser verlassen.

Abt Corbinian Hofmeister wurde von den Pg. als „Devisenschieber“ bezeichnet. Nach dem Frankreichfeldzug 1940 hat mir Bürgermeister Helmprecht folgendes erzählt: Die Kirchenglocken mußten damals vier Wochen läuten. In Metten läutete man aber nur 14 Tage. Einige Pg. beschwerten sich beim Bürgermeister Helmprecht. Er ging zum Pfarrer Canisius und machte ihm Vorhaltungen. Dieser sagte, er würde gerne läuten, aber er habe niemanden dafür. Darauf der Bürgermeister: „Ihr habt genügend faule Brüder zum Läuten“. Frater Augustinus, der heutige Kardinal, schrieb ihm dann einen Brief, er verbiete

sich den Ausdruck und schilderte ihm ihre lange Arbeitszeit. Augustinus hat mir auch erzählt, daß die Amerikaner Monte Cassino bombardierten, weil der Funkspruch zu spät kam, daß das Kloster nicht bombardiert werden sollte.

Von den Ungarn haben wir nichts gemerkt, was uns sehr gewundert hat, weil es doch 100 Soldaten gewesen sein sollen. Wir hörten, daß es die Exilregierung oder das Kriegsministerium war. Nach dem Einmarsch der Amerikaner sind sie noch länger dageblieben. Einer lebt heute noch in Metten.

Beim Grabmeierkeller war auch eine Panzersperre, die angeblich vom Deggen-dorfer Volkssturm gebaut worden war. Sie hatten einen Omnibus quergestellt, innen war er voller Bruchsteine, außen herum hatte man einige Meter hoch Holz aufgerichtet. Vielleicht am 29./30. mußte der Volkssturm die Sperre be-seitigen. Einige beschwerten sich, daß die großen Pg. nicht da waren, worauf man dann einige holte. Gegen 10 Uhr kam ein Hitlerbub an, der bei der Ge-meinde arbeitete. Sie hatten bis nach Kirchberg marschieren müssen, wo sie sich auflösten.

13. Bericht von Walter Schwinghammer, Metten

Den Tag weiß ich heute nicht mehr [wohl der 25. April 1945], aber es war in der letzten Kriegswoche, als meine Mutter beim Mittagstisch erzählte, man wolle Metten den Amerikanern nicht kampflös überlassen. Sie war zu dieser Zeit dienstverpflichtet und arbeitete in der Gemeindeverwaltung. Während des Krieges war im Kloster Militär untergebracht und schon aus diesem Grunde war mit einer Gegenwehr zu rechnen.

Schon am nächsten Tag mußte Bürgermeister und Ortsgruppenleiter der NSDAP Xaver Helmprecht mit der Schelle in der Hand durch die Ortschaft ziehen und verkünden, Metten werde verteidigt. Wer Gegenteiliges behauptete, werde standrechtlich erschossen. Er selbst wollte das nicht. Sein Ziel war es, Kampfhandlungen im Ort und damit mögliche Menschenopfer und Zerstörungen vermeiden.

Diese Ankündigung war für meinen Großvater ein Alarmsignal.

Er, kriegserfahren von 1914–1918, war zum Volkssturm eingezogen und mußte daher mit seinem Kampfeinsatz rechnen. Das schien ihm angesichts der Sinnlosigkeit der geplanten Gegenwehr zuviel.

Und außerdem war der Hitler schon immer ein Verbrecher in seinen Augen. Er sympathisierte immer schon für die Sozialdemokraten. Also beschloß er, für die letzten Tage des Krieges Metten zu verlassen. In Randholz, nahe der Straße zwischen Berg und Rindberg gelegen, hatte er Verwandte, die er um Aufnahme bat oder die sie ihm angeboten hatten. Es waren dies Albert und Amalie Kraus. Albert Kraus war als Gemeindediener tätig. Randholz bestand damals aus zwei

Anwesen, Kraus und Wudi. Auf der anderen Seite der Straße liegt der sogen. Schrimpfhof, wo mein Großvater seine Jugendzeit verbrachte. Er war so mit den dortigen Örtlichkeiten vertraut. Angesichts der nahenden Front war also Eile geboten. Auf einem Schubkarren wurde verladen, was wertvoll war: Betten und einiges an Kleidung. Nach Einbruch der Dunkelheit zogen wir los, meine Großeltern und ich. Meine Mutter blieb in Metten. Ich führte mein Fahrrad mit. Es war eine klare Mondnacht. Wir gingen auf Feld- und Waldwegen. In Sichtweite der Ortschaft Mettenbuch vernahmen wir aus Richtung Straubing Kanonendonner.

In Randholz angekommen, wurden wir in den an das Wohnhaus angebauten Heustadel gewiesen, wo wir unser Nachtlager aufschlugen. Es schliefen dort schon mehrere Personen. Am nächsten Morgen [26. April 1945] sahen wir, daß es sich um mehrere ungarische Offiziere und deren Angehörige handelte. Außerdem waren die Frau des Bürgermeisters, Josefine Helmrecht, sowie deren Mutter (Frau Fries) anwesend.

Am Vormittag begleitete ich meinen Großvater zu einer Stelle jenseits der Straße, von wo aus man die Straße zwischen Egg und Innenstetten einsehen konnte. Nahe der Ortschaft Innenstetten stand eine amerikanische Fahrzeugkolonne in respektvoller Entfernung zu einer gleich außerhalb Egg aufgebauten Panzersperre. Diese Sperre bestand aus etwa zwei Meter hoch aufgeschichteten Baumstämmen quer zur Straße. Hinter dieser Sperre befanden sich mehrere Personen, Volkssturmlaute oder Soldaten. Sie hatten sicher den Auftrag, dem Feind mit Panzerfäusten entgegenzutreten.

Nach einiger Zeit jedoch verschwanden diese Leute; sie waren offensichtlich getürmt. Ich glaube es waren Panzer der Amis, die plötzlich einen oder mehrere Schüsse in Richtung Panzersperre abgaben. Wir sahen zerberstendes Holz. Dann gingen wir zurück zum Anwesen Kraus. Auf dem Weg dorthin fiel uns gar nicht auf, daß ein Flugzeug über uns kreiste. Vom Typ her glich es einem Fieseler Storch. Wie wir später erfahren sollten, handelte es sich aber sicher um ein Aufklärungsflugzeug der amerikanischen Armee.

Am frühen Nachmittag begaben wir uns erneut an die angegebene Stelle, konnten aber keine Fahrzeuge mehr sehen. Dagegen drang Motorenlärm aus Richtung der Straße Egg nach Berg. Diese war jedoch nicht einsehbar. Kaum zum Anwesen Kraus zurückgekommen, setzte Geschützfeuer ein. Ein Keller war dort nicht vorhanden. Mein Großvater schlug vor, in einem Hohlweg im ca. 100 Meter entfernten Wald Schutz zu suchen. Gemeinsam mit Frau Helmrecht und deren Mutter liefen wir über eine Wiese talwärts zum nahen Wald. Kaum aus dem Haus, wurde auf uns geschossen. Die Granaten schlugen hinter uns ein, links, rechts. Immer näher. Wir rannten um unser Leben. Daß wir unversehrt den Wald erreichten, war sicher dem Umstand zu verdanken, daß diese Wiese sehr sumpfig war. Nachdem wir einige Zeit im Hohlweg verbrachten und die Schießerei nachließ, gingen wir wieder zurück. Diesmal aber nicht

mehr zum Anwesen Kraus, sondern zu den Nachbarn Wudi. Die hatten einen Keller, der im Freien in einen Hang gebaut war. Hier suchten wir Unterschlupf. Die Tür war auf der Ostseite und so konnten wir sehen, daß die Straße nach Ulrichsberg beschossen wurde. Jeder Einschlag eine kleine Staubwolke. Erst abends kehrten wir zum Anwesen Kraus zurück. Dort erzählte uns die Amalie Kraus, daß aus einem nahen Wäldchen heraus zweimal eine von ihr auf dem Balkon gehißte weiße Fahne abgeschossen worden war. Die Schießerei Richtung Ulrichsberg hielt an. Nach Einbruch der Dunkelheit bauten die Amerikaner ihre Geschütze unweit des Anwesens Kraus auf. Die ganze Nacht über wurde geschossen, so daß an Schlaf nicht zu denken war. Am nächsten Morgen war jedoch alles leer. Was alle erwartet hatten trat jedoch nicht ein: Das Auftauchen fremder Soldaten. Nichts.

Mittags [27. April] kamen zwei Männer des Roten Kreuzes, Josef Heigl und Franz Eschertzhuber. Sie wurden vom Bürgermeister gesandt und sagten, wir könnten zurückkehren, Metten sei kampflös übergeben worden.

Ich war froh darüber, denn die Verpflegung in Randholz bestand überwiegend aus Milch und Kartoffeln. So viele Leute zu versorgen, war für die Familie Kraus nicht leicht.

Am nächsten Morgen packten wir also unseren Schubkarren wieder und begaben uns zusammen mit Frau Helmprecht und Frau Fries auf den Heimweg. Diesmal auf der normalen Straße.

Ich hatte auf meinem Fahrrad vorne ein weißes Fähnchen angebracht. Bis zur Einmündung der Straße in die Verbindungsstraße Metten–Egg begegneten wir niemand. Erst dort stand eine lange Fahrzeugkolonne. Hier sahen wir die ersten Amerikaner. Auch Farbige. Ich hatte noch nie einen solchen gesehen. Die Soldaten saßen auf ihren Fahrzeugen, aßen oder rauchten. Uns haben sie nicht beachtet. Wir erreichten dann die Abzweigung zum sogen. Kraner. Um von der Straße wegzukommen, wollte mein Großvater den Weg entlang der Gleise nehmen.

Wir waren aber kaum auf diesem Weg, als aus Richtung Klosterberg MG-Feuer in unsere Richtung losbrach. Wir gingen schleunigst zurück und erreichten auf der Straße den Ortskern. Erst hier konnten wir die Spuren der Besetzung ausmachen. Vor dem Gasthaus „Klosterschänke“ sah es wüst aus. Einmachgläser samt Inhalt und Einrichtungsgegenstände waren aus den Fenstern geworfen worden.

Das gleiche Bild bot sich uns beim Gasthaus Bär (Grabmeier). An einem Kastanienbaum hing ein an einem Bajonett aufgespießtes Führerbild.

Daheim angekommen, fiel uns auf, daß die Haustüre aufgebrochen worden war. Im Haus jedoch war niemand mehr. Es war nichts entwendet worden, meine Großeltern hatten aber nicht viel. Das einzige, über das sich meine Großmutter ärgerte, war ihr geplündertes Schmalzhaferl.

14. Aus der Chronik des Redemptoristenklosters Halbmeile

[März 1945 . . .] Der [Rüstungs-] Betrieb bei Deggenau führt immer mehr ausländische Arbeiter herbei. Da keine Wohnungen für sie frei sind, werden Baracken gebaut. Auch in unserer nächsten Nähe: so beim Reit= Steinbauer Grund und beim Gütl in Oberdorf-Pfarrgrund. Auch kommen immer mehr Umsiedler her. Auch ganz entlegene Höfe haben Gäste. So werden die Lebensmittel knapper und alle Lebensbedürfnisse noch rarer. Auch zweifelhafte Menschen kommen ins Revier. [. . .] Das Reisen mit der Bahn wird infolge unberechenbarer Verspätungen (2–4–10 Stunden!) und infolge der Gefährdung durch Tiefflieger immer ungemütlicher, ja direkt gefährlicher. [. . .]

Am 15. IV. [1945] nachmittags $\frac{1}{2}$ 3^h kommen unerwartet ca. 6 russische [!?] Tiefflieger u. greifen unter anderem auch das Werk bei Deggenau an. Auch ein Schleppezug auf der Donau wird beschossen.

Auch sonst bekommt die Gegend immer mehr ein kriegsmässiges Aussehen. Tag für Tag ziehen Fuhrwerke mit Flüchtlingen aus Ungarn oder dem Sudetenland bei uns vorbei. Etwas Heu u. Hausrat ist auf dem Wagen verstaubt und drauf . . . die Flüchtlinge . . . ein Bild zum Erbarmen! An den Strassen sind allenthalben sog. Splittergräben ausgehoben – um Schutz gegen Tiefflieger zu bieten. Auch Strassensperren und Panzerfallen werden angelegt. Die Brücken sind zum Sprengen u. die Fähren zum Versenken vorbereitet.

Schwere Tage!

Am 16. IV. mittags 2 h Angriff auf den Bahnhof Plattling. Man hört von 1000 Toten! Der Angriff kam so plötzlich, daß beim Alarm schon die ersten Bomben krachten. Die Menschen in den Wartesälen, den Unterführungen u. dem Luftschutzkeller vor dem Bahnhof – sowie wer auf der Straße war – wurden ein Opfer des Todes. Noch am späten Abend sieht man vom Kloster aus die mächtige Rauchfahne, die vom Unglücksorte zum Himmel steigt.

Am 17. IV. – wieder in der Mittagszeit – neuer Angriff auf Plattling und die Flughäfen in der Nähe Michaelsbuch u. Ganacker. Neue mächtige Rauchpilze steigen hoch und stehen bis zum Abend am Himmel. Auch die Öltanks am Deggendorfer Hafen und Dampfer auf der Donau werden beschossen.

Am 18. Mittags überfliegen neue Verbände das Revier. Der Wind, den die Motoren machen, ist so stark, daß die Fensterscheiben zittern und klirren. Bahnhof Cham wird unter anderem bombardiert.

Am 19. vormittags verbreitet sich das Gerücht, Straubing sei bereits besetzt. Dem Kloster gegenüber – am Weg zum Wallner – steht ein Doppelposten mit Gewehr und Panzerfaust. Das Gerücht erweist sich später als falsch. Doch wurde die wichtige Überfahrt Niederalteich auf Befehl des Ortsgruppenleiters und Lehrers von Aicha gesperrt und sogar die Masten niedergelegt.

Am 20. IV. – dem Geburtstag des Führers – kommen schon um 11^h schnelle Kampfflugzeuge u. legen die Siriuswerke bei Deggenau und die Öltanks am Deggendorfer Hafen, sowie die Depots anschliessend in Trümmer. Eine gewaltige Rauchwolke steigt zum Himmel, die nach und nach den ganzen Horizont einnimmt. Die Sonne wird dunkel wie bei einer Finsternis, zeitweise geht ein Aschenregen nieder. Auch in Isarmündt fallen drei Bomben. Das Haus des Eder Hans wird schwer beschädigt und die anderen Häuser leicht. Zum Glück sind keine Menschenleben zu beklagen, weil die Leute rechtzeitig sich in den Wald geflüchtet hatten. Diese Bomben kosteten dem Kloster 2 Fensterscheiben in der Sakristei. Das Allerheiligste war von R. P. Guggenberger bei Beginn des Angriffes in den Turm getragen worden und verblieb dort eine ganze Stunde. An der Unglücksstätte bei den Siriuswerken sieht es fürchterlich aus. Das Öl fließt, sodaß Leute es mit Eimern und Kannen holen – auch unser Fr. Erwin ist dabei – sogar feine Zigarren gibt es, weil der Leiter der NSV Deggendorf – trotz Warnung – ganze Waggons beim Hafen lagerte – die meisten aber werden ein Raub der Flammen!

Vom 21. - 23. sind verhältnismäßig ruhige Tage.

Am 24. IV. muß Deggendorf geräumt werden.

R. P. Brandhuber und R. P. Wittmann kommen gegen 1/22^h hier an und bitten um Aufnahme, die ihnen natürlich gerne gewährt wird. Man hört, daß die Amerikaner schon in Teisnach und Regen seien. Ein Flüchtlingsstrom zieht die Straße entlang. Auch das Werk [Rüstungsbetrieb beim Steinbruch in Deggenau] liegt seit Tagen still und die O.T. [Organisation Todt] und die Gefangenen kommen fort. Am 24. abends verlassen auch die Kaukasier, die in den Baracken bei Halbmeile untergebracht waren, die Gegend. Fr. Erwin war in der Frühe alarmiert worden, kam aber Mittags wieder.

Am Abend des 24. kommt noch R. P. Rombach. Er berichtet, daß am Nachmittag in Deggendorf einige Bomben geworfen wurden.

Am 26. IV. früh 7 Uhr sind schon Tiefflieger da und schießen u.a. auf Seebach. Dort stand beim Kriegerdenkmal ein Militärauto. Das Bienenhaus des Herrn Hauptlehrers nebenan wird getroffen. R.P. Untergeher unterbricht das hl. Opfer. Gegen 10 Uhr kommen Bomber und werfen einige Brocken auf die Reste des Siriuswerkes. Dann fliegen um die Mittagszeit viele Verbände nach Norden: wahrscheinlich nach Pilsen, wo die Skodawerke an diesem Tage angegriffen werden.

R. P. Haupt kommt als 4. Pater von Deggendorf und berichtet Näheres über die Bomben, die gestern in Deggendorf geworfen wurden. Bei der Grabkirche fiel eine Phosphorbombe und spritzte ihren Inhalt zum Teil an die nördliche Turm- und Kirchenwand. Die Außentüre fing Feuer, und das Gebälk oberhalb des Eingangs, ja auch einige Kirchenstühle im Innern fingen zu brennen an, weil von der Flüssigkeit durch ein Fenster in die Kirche eindrang. Doch konnte

durch rasches Zugreifen alles bald gelöscht werden. Eine Sprengbombe ging in der Bahnhofstrasse – nicht weit vom Rathaus nieder und machte grossen Schaden, vor allem an den Schaufenstern, auch drei Tote sind zu beklagen.

Am Abend hört man schwere Schießereien gegen Regensburg. Diese dauern die ganze Nacht über an, sodaß immer wieder die Fenster klirren. Erst in der Frühe wird in dem Punkt Ruhe.

Am 26. IV. sind schon in der früh wieder Tiefflieger da. Fr. Erwin muß nach Seebach, zum Anlegen einer Panzersperre. Beim Nußberg legen sie zwei Bäume über die Straße. Um $\frac{1}{2}$ 12, $\frac{3}{4}$ 12 und 12 Uhr kommen Bomberverbände zu je 6–7 Flugzeugen und bombardieren das Gebiet von Plattling. Schwarze Rauchwolken steigen hoch. Wir konnten den Anflug sehr schön sehen. Das Metall glänzte im hellen Sonnenschein. Die Donaubrücken in Deggendorf, die Bogenbachbrücke und die Ohebrücke in Schwarzach werden gesprengt.

Eine Frau, die von Regensburg geflüchtet ist, erzählt, daß dort der H.H. Domprediger Maier aufgehängt wurde mit einem Schild auf der Brust: Volksschädling.

Am Nachmittag kommt ein leichtverwundeter Soldat von Deggendorf und meldet die Panzerspitzen seien bei Metten. Abends kommen zwei Englische Fräulein und sagen, in Deggendorf seien Flugblätter geworfen worden mit der Aufforderung, die Panzersperren zu entfernen und die weiße Fahne zu hissen. Sonst würde Deggendorf zerstört wie die anderen Städte. 1000 Flugzeuge stünden schon bereit!? – 20 täten es auch! Die Schwestern bleiben bei uns über Nacht. Das Südpfortenzimmer wird für sie hergerichtet.

Abends nach dem Essen kommt dann die Kampfaufregung: Fr. Erwin berichtet beim Nachbarn Salmansberger seien 1 Leutnant und 1 Kompagnie Soldaten angekommen, die den Auftrag haben, morgen früh bei Halbmeile die Straße zu sperren. Damit würden Kloster und Kirche unbedingt Kampfraum. Die Soldaten beim Salmansberger würden darum um 5 Uhr Haus und Hof verlassen und auf die Höhe in den Wald gehen; auch wir machen uns auf diese Kunde zur Flucht bereit. Nach dem Nachtgebet verkündet A.R.P. Rektor, daß das Stillschweigen ausfalle, daß jeder einen Handkoffer mit dem Notwendigsten zu recht richten möge . . . Diese Nacht fürchtet man – und sie verlief ganz ruhig.

Am 27. IV. kommt keine Milch. Nur die alte Frau Görtl kommt zur Kirche. Weil alles ruhig bleibt, bleiben wir auch ruhig da. Um $\frac{1}{2}$ 9 beginnt Artillerie zu schießen: Schuß auf Schuß. Wir hören den Abschuß, das Zischen der Granaten und dann den Einschlag – in Deggendorf meinen wir. Eine ganze Stunde dauert die Beschießung. Dann wird es wieder ruhig. Um $1\frac{1}{4}$ Uhr kracht es gewaltig in nächster Nähe, gegen Deggenau zu. Die Gemeinde ist bei Tisch und eilt in den Garten. Einige Soldaten, die im Wald waren, springen auf ihre Räder und hauen ab. Radfahrer melden, die Panzer stünden in Deggenau und kämen jetzt. Daraufhin hängt das Kloster die weiße Fahne aus, nachdem schon Herr

Blockleiter Dirnbeck am Morgen das weiße Tuch ausgehängt hatte. Aber dann rührt sich nichts weiter auf der Straße. Die Kanonen schießen mehr in die Berge: beim Kufner in Bucha erfolgt ein Einschlag – freilich auch bei den Baracken bei Oberdorf, wo das Bahngleis aufgerissen wird –. 200 m unterhalb des Klosters. Alles wartet auf die Amerikaner – und sie kommen nicht! Nachmittags öfters Schießereien – wohl in Deggendorf. Um 1/26 Uhr kommen 4 Grenadiere und fordern, daß wir die weiße Fahne einziehen. Die beim Dirnbeck hatten sie einfach abgeschnitten und mitgenommen.

Gegen Abend schießt die Artillerie wieder stärker. Zwischen Natternberg und Deggendorf stehen Rauchwolken. Zum großen Glück geben die Flieger Ruhe. Hin und wieder überfliegt einer das Revier – . . . (dann) bleibt der elektrische Strom aus. Jetzt können wir das Radio nicht mehr einschalten und sind so ohne Verbindung mit der Außenwelt. Freilich ein deutscher Heeresbericht kam schon gestern nicht mehr. Die Russen haben Berlin eingeschlossen und stehen schon weit in der Stadt. Weiter südlich sind Amerikaner und Russen zusammengestoßen – die Franzosen sind bis zum Bodensee von Norden her durchgestoßen. Die Amerikaner marschieren auf München und sind bereits in Augsburg – Bremen ist von den Engländern und Brünn von den Russen genommen; dabei bricht die ganze Südfront zusammen: Mailand, Genua, Mantua und Verona hat unser Radio noch schnell gesagt, ehe er zu schweigen begann.

Die Nacht zum 28. IV. ist unruhig wegen der Schießereien der Artillerie. Eine Batterie von uns steht noch auf dem Natternberg und anscheinend auch in der Isarniederung bei Isarmünd und auf dem Kollenberg und anscheinend auch bei der Werft. So geht es fortwährend herüber und hinüber.

Wir lesen wieder früher die hl. Messe.

Um 8 Uhr hissen wir wieder die weiße Fahne, weil es heißt, in Deggenau stünden die Panzer. Der Vormittag verläuft aber verhältnismäßig ruhig und auch die erwarteten Panzer kommen nicht.

Mittags beginnt ein wüste Schießerei. Anscheinend wird Fischerdorf erobert und gegen 1/23 verschiebt sich der Kampfärm gegen Plattling, wo bis zur Nacht bei schlechtem Wetter das Krachen anhält.

Um 2 Uhr verläßt R. P. Rombach das Haus und versucht, nach Deggendorf zurückkehren zu können . . . während Fr. Erwin mit dem Rad vorausfährt. Um 4 Uhr kommt dieser zurück und berichtet die ersten Meldungen über Deggendorf. Die Stadt, Kloster und Kirchen stehen noch, wenn natürlich Beschädigungen vorliegen. Viele Fenster im Kloster und die 2 großen Fenster der Grabkirche sind vom Luftdruck eingeschlagen und R. P. Rektor ist durch einen Granatsplitter an der Hüfte leicht verwundet. Der Volkssturm Deggendorf und die Helden der Partei müssen zugreifen, um die Panzersperren zu beseitigen und die Bogenbachbrücke wieder in Stand zu setzen. Daraufhin gehen

auch die beiden Schwestern und die drei anderen Patres nach Deggendorf zurück. Die Nacht ist noch unruhig, weil unsere Kanonen immer noch nicht erledigt sind. Doch scheint das in der Nacht endgültig zu gelingen. Damit ist der Bann, der seit Dienstag über Halbmeile lag, gebrochen und alles atmet erleichtert auf.

Am 29. ist Sonntag und Beginn der Wallfahrtszeit. In der Frühe sind nur wenig Leute da. Doch lassen sich die Seebacher zum 1. Mal wieder sehen. In Seebach waren am Samstag schon amerikanische Soldaten und haben die meisten Häuser nach versteckten deutschen Soldaten durchsucht. Auch die Höhen hinter dem Vorder- und Hintertausch waren durchkämmt worden, ohne daß wir davon etwas merkten. Die Panzer sind offenbar auf der Lallinger Straße von Deggendorf aus weiter und haben unsere Straße – ob der Batterie in der Isarniederung – gescheut. Über Auerbach scheinen sie dann wieder an die Donau vorgefühlt zu haben. So sind wir also über Erwarthen gut davongekommen . . .

Nach Tisch wird es dann auf der Straße lebendig. Panzer, schwere Geschütze, Munition und Infanterie rollen durch. Wir gehen in unseren Wald und schauen zu. Alle Fahrzeuge tragen als Abzeichen einen weißen fünfeckigen Stern. Drei deutsche Soldaten kommen ohne Waffen auf der Straße entgegen. Zwei amerikanische Wagen halten – fragen die Soldaten nach Waffen und fühlen sie kurz ab – dann heißt es "all reigth" [!] und sie dürfen sich auf die Kühler oder Kotflügel setzen und weiter geht es. Zwei Wagen der Infanterie biegen zum Nachbarn Salmansberger ein und die Mannschaft steigt aus. Der Hof wird nach versteckten deutschen Soldaten durchsucht, ein Soldat bringt dabei den Helm mit Eier durch die Hand der Bäuerin gefüllt zurück. Dann gehen sie in die Wirtschaft, wo die Organisation Todt abgezogen ist und die Ausländer: Polen, Litauer und Holländer allein ohne Lebensmittel zurückgelassen hat. Das Kloster lassen sie in Ruhe!

Auf der Höhe beim Wallner hat man einen guten Überblick über das Kampfgeschehen. In der Gegend von Landau an der Isar und bei Wallerfing steigen fortwährend Spreng- und Rauchwolken auf und kündigen Kanonen- und Panzerschüsse von schweren Stunden. Auch Flieger sind tätig.

Gleichzeitig ziehen auf der Straße Deggendorfer Flüchtlinge mit ihrem Gepäck auf Fahrrädern oder Handwägelchen in die Stadt zurück, ohne von den durchziehenden Amerikanern irgendwie belästigt zu werden. Abends nach dem Nachtgebet steigt ein Amerikaner über die Mauer beim Brettertor, weil verschiedene Herren im Kloster schlecht verdunkelt hatten. Fr. Hermann . . . komplimentiert ihn wieder hinaus.

Auch Seebach bekommt an diesem Sonntag amerikanische Einquartierung. Die Jankees [Yankees] verfahren nicht immer feinnervig mit den Leuten. Vielfach – so beim Nachbarn Salmansberger und Herrn Brücke – müssen die Leute die Häuser räumen und für die Nacht sich mit der Austragswohnung zufrieden

geben, während die Herren der Lage sich in die guten Betten legen. Herr Dirnbeck muß sogar mit seiner großen Familie mit der Holzlege vorlieb nehmen.

Am 30. IV. ziehen weitere Kolonnen auf der Straße durch, darunter auch schwere Panzer. Das sind Stahlkolosse! Da wackelt das ganze Haus. Die Deggendorfer Brücken sind eben gesprengt – und zwar gründlich – so rollt viel Verkehr hier durch.

Die Schießerei ist am Vormittag noch groß. Eine amerikanische Batterie steht in den Isarauen noch so nah, daß unsere Fenster beim Abschluß klirren. Am Nachmittag wird es schon bedeutend ruhiger. In Seebach zieht beim Zwickl ein Ortskommandant auf, der verfügt, daß von früh 8 bis abends 6 h Ausgehzeit ist. Sonst haben die Leute zu Hause zu bleiben. Vor allem sind die amerikanischen [Soldaten] auf alkoholische Getränke aus. Wo sie solche erwischen, räumen sie mit dem Vorrat auf. Zum Glück schauen sie nicht in unseren Keller. Doch eine Meßweinreserve wäre vor ihrem Zugriff sicher!

1. Mai: Das Artilleriefeuer ist nur hin und wieder aus der Ferne zu hören. Dafür rollen oft Stunde für Stunde Panzer, Lastwägen und Autos auf der Straße. In der Gegend von Buchhofen–Obergessenbach steigt noch eine große Rauchwolke hoch. Vom Turm waren dort und auch auf der anderen Seite der Isar noch viele Brände zu sehen. Der Wald hinter dem Vordertausch zeigt mehrere Granat-Einschläge. Beim Sandweger im Graben sind sogar Bomben gefallen. Immer klarer zeigt sich, welche großer Gefahr Halbmeile entronnen ist. Wenn unsere Verteidigung Zeit gehabt, hätte sie bei uns die Straße gesprengt und ein regelrechtes Widerstandsnest aufgebaut. So aber rollten am 28. IV. früh schon von Deggendorf aus die Panzer nach Ucking, Krössbach und Auerbach. So war der Halbmeiler Riegel umgangen.

[Der folgender Eintrag über Seebach wurde im Juni nachgetragen] In Seebach zogen die Amerikaner am Samstag, den 28. IV. ein. Sie kamen vom Graben her. Der Pfarrhof war das erste Haus, in das sie gingen. Die weißen Fahnen waren schon am Tag zuvor gehißt worden, noch bevor die eigenen Truppen abgezogen waren. Später suchten die Amerikaner drei Angehörige der SS und drohten, ganz Seebach anzuzünden, wenn diese nicht gefunden würden. Zum Glück konnte man auf zwei SS-Männer hinweisen, die nach Grattersdorf geflohen seien. So setzten sie dort ihre Nachforschungen fort. Den Bahnhof Seebach aber zündeten sie an und er brannte ab. Auf der neuen Ostmarkstrasse bei Regen wurden am 1. Tage des Einmarsches 3000 amerikanische Panzer gezählt. Sie zogen gleich gegen Passau und Linz. Zu uns – auch nach Deggendorf – kamen nur Ausläufer dieser Panzerarmee Petten [!].

Vor dem Abzug unserer Soldaten in Seebach hatte der Oberleutnant – ein Berliner – noch gedroht, durch unsere Artillerie am Natternberg Seebach in Brand schießen zu lassen, wenn die weißen Fahnen nicht eingezogen würden.

Am 2. V. abends $\frac{1}{2}$ 6 kommt der elektrische Strom wieder. Jetzt kann das Ra-

dio wieder zu reden beginnen. Es meldet, daß Adolf Hitler das Zeitliche gesegnet hat und die ganze Südmee – über 1 Million Mann – kapitulierte. Die Feldmarschälle Rundstedt und List sind in Bad Tölz gefangen worden und die Ostseeküste ist auch bei Lübeck und Wismar erreicht. Der Krieg ist in wenigen Tagen zu Ende. [. . .] Untertags ist die Wallfahrtskirche leer. Das hatte nicht einmal Adolf Hitler fertig gebracht. Dafür rattern umsomehr Autos hinter der Wallfahrtskirche vorbei.

Am 6. V. . . . seit früh 1/27^h rollt Kolonne für Kolonne auf der Straße donauaufwärts . . . Auf den Sonntag war Prag von den tschechischen Freiheitskämpfern besetzt worden. Aber die Deutschen setzten Panzer ein und drohten Prag zurückzuerobern. Daraufhin wandten sich die Freiheitskämpfer um Hilfe an die Amerikaner. Diese setzten auch Teile der 3. Armee unter General Patten [!], die unser Revier besetzt hatte, zur Hilfe ein. So erklärt sich der große Durchzug am 6. V.

Friede am 9. Mai 1945.

15. Bericht von Siegfried Jakob, Fischerdorf

Meine Erinnerung beginnt mit dem 15. April 1945. Ich war damals neuneinhalb Jahre alt und spielte mit Freunden beim „Wöhrl“ gegenüber den Wallner-Anlagen Soldaten. Zwischen 14 und 15 Uhr kamen zwei amerikanische „Lightnings“, Jagdflieger mit einem Doppelrumpf, und schossen auf die Anlagen; sie drehten ab und kamen über den Natternberg wieder zurück. Wir legten uns am Damm hin und sahen, daß Flugblätter herunterflatterten. Darauf stand, daß die Amerikaner zu Hitlers Geburtstag am 20. April ein Geburtstagsgeschenk überreichen werden. Das kann auch der Schreinermeister Fritz Schmid bestätigen.

Ich bin überzeugt, daß die Deggenauer auch gewarnt waren vor dem Angriff am 20. April. Das Anwesen Plenk (gegenüber Glashauser) hat nämlich einen Volltreffer abbekommen; wenn die Deggenauer nicht vorher gewarnt worden wären, wären in den Häusern noch Menschen gewesen und es hätte sicher mehr Opfer gegeben; aber sie waren schon im Holz, auch die Kriegsgefangenen. So kam nur eine Frau mit einem Kinderwagen um.

In Deggenau gab es russische und französische Gefangene, die in Fischerdorf im Gasthaus Behler und Gasthaus Förstl einquartiert waren. Jeden Tag marschierten sie mit ihren Holzschuhen über die Brücke. Sie arbeiteten teilweise bei Wallner und auch im Steinbruch Deggenau, unterhalb der heutigen Firma Trauner. Da wurden Steine für Uferbefestigungen gebrochen und es sollte auch eine Ölraffinerie aus Belgien in einen Stollen verlegt werden, den es heute noch gibt. Das Flugzeug hat auch die Baracken für die Gefangenen beschossen.

Am 20. April gab es früh um 8 Uhr schon die erste Alarmmeldung. Wir saßen gegen 11 Uhr gerade beim Mittagessen, als die Flugzeuge in einem Pulk anfliegen; die ersten Bomben gingen in Fischerdorf nieder vor dem Damm und an der Seite, wodurch die Hälfte vom Damm weggesprengt wurde. Wir gingen in den Keller und hörten die Explosionen. Mein Vater, er arbeitete beim Wasserstraßenamt Passau, flüchtete in einen Stollen am Findelstein. Wir gingen dann hinaus und sahen, daß es in Deggenau brannte. Mein Vater war dann im Löscheinsatz bei der Feuerwehr des Wasserstraßenamtes auf einem Boot mit einer stationären Pumpe. Er brachte dann auch Zigarren in einer Blechdose mit. Die guten haben wir vertauscht, die schlechten, die teilweise verbrannt waren, hat er selbst geraucht.

Die nächsten Tage gab es Ostwind. Ich weiß das noch genau, denn, wenn wir zum „Wöhrl“ kamen, konnten wir nicht weitergehen, weil die Hitze so stark war, daß die Blätter von den Weiden sich zusammengerollt haben. Eingelagert waren beim Wallner Dieselöl, Lein- und Rapsöl, Benzin, Schmierstoffe, Zigarren, Arbeitsgeräte wie Schaufeln und Pickel.

Ein Steuermann, Albert Giesz, hat beim Angriff gerade Öl von einem Schiff abgeladen. Als die ersten Bomben fielen, hat er die Haltetaue gelöst und ließ das Schleppschiff donauabwärts auf die rechte Seite zur Isarmündung treiben.

In der Stadt herrschte große Aufregung, aber dann ging es ums Organisieren. Die Bauern kamen mit Odelfässern und holten das Leinöl, das man zum Kochen verwenden konnte. Die Siriuswerke, ein Sodachemiebetrieb, waren total zerstört. Die Leute holten sich Soda, aus dem man mit dem Leinöl Seife machte; damit sie etwas rauher würde, mischte man etwas Donauschweißsand darunter.

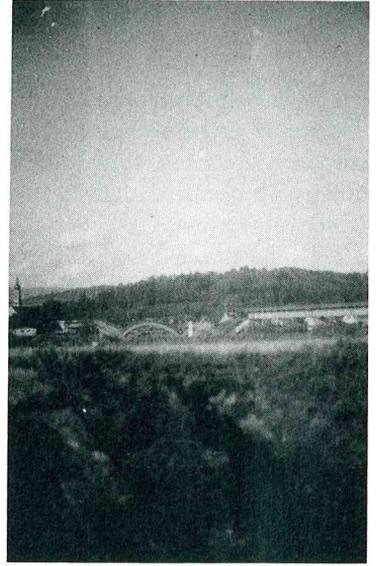
Am 24. 4. wurde das Kaufhaus Krauth in Deggendorf bombardiert. Es starben damals nicht nur drei Ausländer, auch ein Schulfreund von mir, Fritz Montani, kam damals um, wie auf der Gedenktafel bei der Kapelle in Fischerdorf steht.

Am 26. April schaute mein Vater aus dem Dachfenster mit einem Fernstecher in Richtung Grabkirchenturm. Er sah eine weiße Fahne heraushängen. Er ging dann zum Spindler Sepp und sagte ihm, daß sich Deggendorf schon ergeben habe. Der glaubte ihm nicht und zusammen gingen wir zum Damm und auf die Brücke, wo ein Soldat stand. Mein Vater sagte ihm, daß in Deggendorf der Krieg schon vorbei sei. Als wir wieder daheim waren, war die Flagge wieder eingezogen.

Zu Maderer weiß ich nur, was man später erzählte. Am Freitag, den 27. April, kam er zu Spindler. Dann soll er in der Scheune von Johann Geiger im „Unterdorf“ übernachtet haben. Früh kam er zu seiner Frau und bat um Wasser und Rasierzeug. Sie fragte dann meinen Vater, was sie tun soll; der gab ihr den Rat, daß sie nichts gesehen habe. Maderer ging dann wieder zu Spindler und fragte, wie er nach Deggendorf übersetzen könne. Der wußte von einer Zille, die gegenüber der Wallneranlage lag und die Maderer dann benutzte.



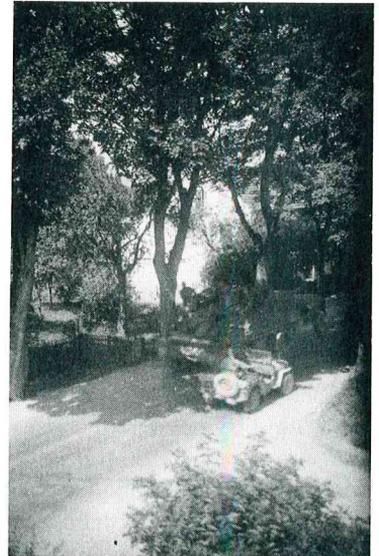
Blick auf die brennenden Siriuswerke



Die zerstörte Donaubrücke



Die ersten Amerikaner in Fischerdorf, Ecke Hauptstraße - Isarstraße



Am Sonntag, den 28. 4., war im Rohrerholz noch ein 8,8-cm-Geschütz und ein gepanzertes Fahrzeug der SS. Sie schossen aufs Himmelreich, wo die Amerikaner ein Geschütz hatten, und auch nach Fischerdorf hinein; auch nachts, obwohl der Krieg doch schon vorbei war. Beim Scheßl (dem späteren Bürgermeister von Fischerdorf) schossen sie das Hauseck weg und auch beim Anton Eder schossen sie in den Stadel. Die Amerikaner feuerten mit ihrem „Ari-Geschütz“ in unseren Garten und auch beim Spindler gab es Einschüsse. Noch heute sieht man einen zersplitterten eisernen Handlauf. Auch die intakte Brücke auf der Fischerdorfer Seite bekam einen Treffer; noch heute sieht man, wo er später mit einer Metallplatte ausgebessert wurde.

Am 29. April kamen nachmittags die Amerikaner mit ihren Panzern aus Richtung Natternberg ins Dorf. Die ersten Gefangenen wurden gemacht und am Dorfplatz versammelt. Vor dem Haus von Max Oswald hat man die Landser entwaffnet; die Waffen wurden zerbrochen, mit Benzin übergossen und verbrannt.

Als Kind hat mich schon immer die Technik interessiert und ich wollte unbedingt ein Feldtelefon haben. Am 2. Mai 1945 suchte ich am Spätnachmittag in den Schützenlöchern hinter dem „kleinen“ Damm und dem Hochwasserdamm nach einem Feldtelefon; ich ging bis zu den Isarauen, fand aber keines. Ich weiß das Datum noch ganz genau, denn am 1. Mai hatten wir damals schon Heu gemacht. Im Bereich der Wallnervilla hörte ich plötzlich ein Flugzeug; es kam donauaufwärts und flog fast auf dem Wasser. Ich sah, daß es ein einmotoriges deutsches Jagdflugzeug war. Es begann, auf die amerikanischen Soldaten zu schießen, die an der ersten Notbrücke über die Donau arbeiteten. Sie lag auf der gesprengten Donaubrücke. Auf dem Damm bei der Fischerdorfer Überfahrt stand eine Zwillingsflak der Amerikaner, die dort ein Camp hatten. Die Flak schoß auf das Flugzeug, das einen schwarzen Rauch hinter sich herzog; ob es vom Motor herkam oder ob es angeschossen wurde, weiß ich nicht. Es machte eine Schleife und flog in Richtung Graflinger Tal [vgl. den Bericht von G. Freundorfer].

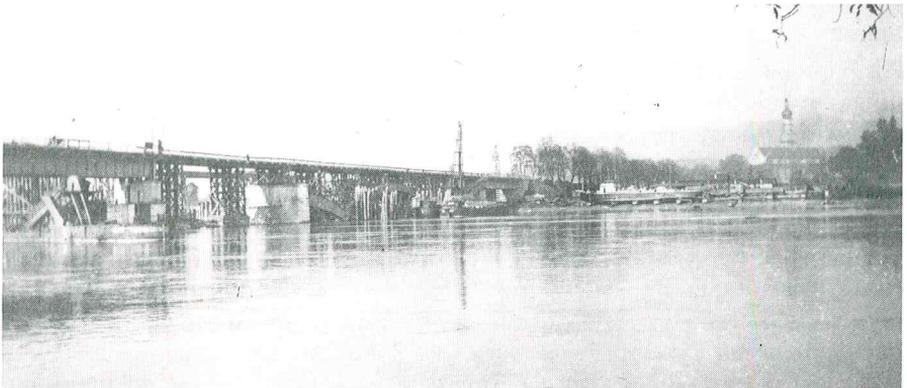
Wir Fischerdorfer hatten nach dem Einmarsch der Amerikaner einen Vorteil. Die Familie Zitzelsberger in unserer Nähe war lange in Amerika und hat sich dann hier ein Haus gebaut. Sie waren dann als Dolmetscher tätig. Die Frau war eine Luxemburgerin und sagte den Amerikanern, daß es in Fischerdorf keine großen Nazi gebe. Sie mußten aber ihr Haus abtreten, weil es das schönste Haus war.

Einige Wochen nach dem Kriegsende mußte mein Vater mit Sitzberger, Ludwig Müller und Schauer aus Niederalteich geschlossene Kisten aus einem Schiff im Hafen ausladen. Es hatte vorher in der Isarmündung gelegen. Mein Vater fragte den jungen Steuermann, warum er trotz seiner Jugend so alt aussähe. Er meinte. „Wenn du wüßtest, was die Ladung ist, wärest du auch grau!“ Es waren Gasgranaten, die dann auf einen amerikanischen Lastwagen geladen wurden.

16. Bericht von Alfred Spindler, Fischerdorf

Als Mitglied des Jungvolks (Pimpf) haben wir Modellflugzeuge gebaut. Als ich 13½ Jahre alt war, ging ich zur Flieger-HJ; in Reisberg bei Regenstein habe ich meinen ersten Lehrgang für Segelfliegen gemacht.

Am 22. April 1945 wurden wir in Maxhofen/Mietraching zum Volkssturm zusammgezogen. Unser Führer hat uns gewarnt, „stiften zu gehen“, weil er uns sonst „in den Arsch schießen würde“. Aber wohin sollten wir denn gehen? Einige von uns mußten Panzersperren bauen oder bekamen eine Panzerfaust; ich wurde mit meinem Schulfreund Hermann Köhl als Melder zwischen der Kreisleitung Deggendorf und einem militärischen Stab in Mainkofen eingeteilt; wir mußten Geld, Lebensmittel oder Befehle hin und her fahren. Wir hatten eine Uniform (Schuhe, Jacke, auf der Armbinde stand „Volkssturm“) und be-



Die Notbrücke über die Donau

kamen Fahrräder. Unser Standort war Mainkofen, wo wir in einem Glashaus auch schliefen. Ich weiß nicht mehr, ob dort die SS oder die Wehrmacht war. Der Befehlsstand der Kreisleitung war in der heutigen Stadtparkasse im Keller untergebracht. Mehrmals am Tag sind wir nach Deggendorf und zurück gefahren. Als die Donaubrücke am 27. April gesprengt wurde, waren wir in Mainkofen. Da Fischerdorf vom Himmelreich aus durch die Amerikaner beschossen wurde, ging meine Mutter für einige Tage nach Altholz. Als ich sie dort besuchen wollte, war sie schon wieder in Fischerdorf. Sie erzählte mir, daß der Maderer in unserem Holzschupfen war. Er hatte die weiße Fahne in Deggendorf gehißt; ein Oberleutnant und dann die SS haben schon nach ihm gesucht. Wenn sie ihn versteckt, würde sie erschossen. Das hat meine Mutter sehr beeindruckt, aber sie hat nichts gesagt. Maderer wollte wieder nach Deggendorf zurück. Da die Brücke gesprengt war, sagte ihm mein Vater – er war beim „Straßen- und Flußbauamt Deggendorf“ –, wo die Zillen für die Überfahrt lagen.

17. Bericht von Annemarie Sievi, Plattling

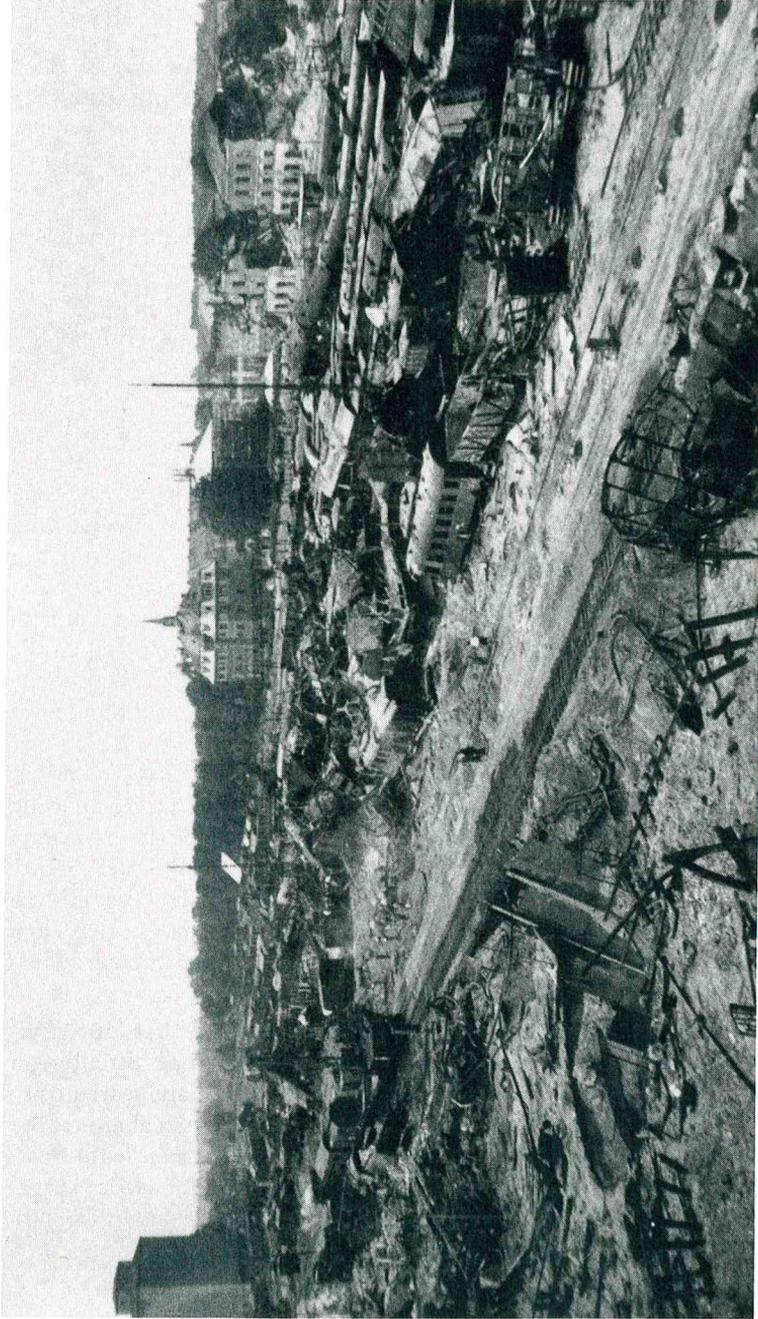
Während des Krieges war ich in München beim Fernmeldeamt; da ich dort ausgebombt wurde, kam ich 1943 zum Postamt nach Plattling und habe hier das Kriegsende miterlebt.

Der erste Angriff war Weihnachten; da ging es wohl um die Isarbrücke, weil in der Nähe Bomben gefallen sind; sie wurde aber nicht getroffen.

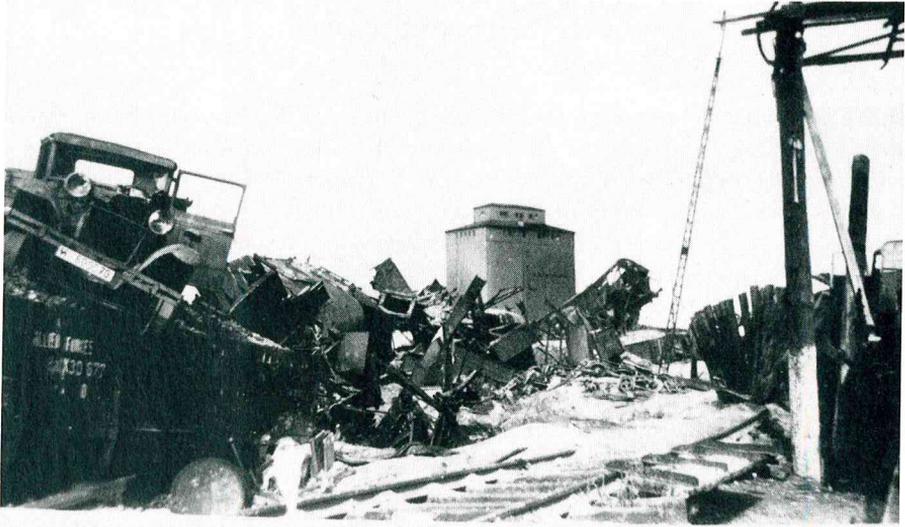
Beim zweiten Angriff im März war ich über Mittag zu Hause und hätte nach dem Angriff wieder meinen Dienst aufnehmen sollen; der Steg war aber zerstört; in der Bahnhofstraße waren Bombenrichter. Ich habe dann danach noch in der Vermittlung Dienst gemacht; man hat mir Hitlerjungen zugeteilt, die bei der Meldung eines Angriffs zur Kirche laufen sollten, daß die Glocken geläutet werden. Es war damals kein Strom da.

Beim Angriff am 16. April war ich direkt in der Post. Den Dienst habe ich um zwei Uhr angefangen; dann habe ich einen Anruf vom Fliegerhorst Plattling bekommen, ich solle schnell abhauen, es sei ein Angriff zu erwarten. Mit meinem Chef bin ich dann in der ersten Stock herunter; er hat seine Tochter mitgenommen und sie haben ihre Räder gepackt. Ich hatte keines, und so nahm ich eines, das da stand. Wir sind losgefahren und als wir im Schwarzen Weg waren, sind die ersten Bomben gefallen. Ich hätte die Vermittlung ja nicht verlassen dürfen und stellte das Rad hin. Ich lief über die Deggendorfer Straße über die Felder bis zum Mühlbach, wo mich die letzten Bomben erwisch haben. Irgend jemand von den Soldaten und Zivilisten hat mich gepackt und zum Damm hochgezogen, weil ich mit Sand, Kies und Morast bedeckt war. Ich war am Knie verletzt; ich suchte meine Tasche und ging zum Rad. Ein Soldat hat mir dann mit kaltem Wasser das Blut vom Kopf gewaschen. Hinterher habe ich erfahren, daß ich eine Gehirnerschütterung hatte. Auf Umwegen hat mir dann am Abend ein Soldat geholfen, das Rad heimzutransportieren, weil der direkte Weg verbombt war. Meine Mutter wußte, daß ich nicht von der Vermittlung wegdarf und daß das Postamt kaputt war. Sie war in Höhenrain in den alten Bierkellern und sie dachte, daß ich tot sei. Als sie mich wieder wie ein Häufchen Elend hinter der ersten Türe dasitzen sah, war sie froh.

In der Ringkofener Straße waren die Häuser schon zerstört; bei der Unterführung waren die Leute im Keller eines Eisenbahnerhauses tot; in der Straubinger Straße war eine verwandte Familie ausgelöscht. In unserem Haus waren oben die Fenster kaputt, die Türen waren aus den Kegeln. Das hat man aber noch so hingegenommen. Das Schlimmste waren die vielen Toten am Bahnhof. Im Postamt waren unten im Paketdienst vier Leute, die man abends erst wieder ausgegraben hat. Man hat mir dann den Vorwurf gemacht, daß ich sie nicht verständigt habe. Viele Menschen wurden in den Unterführungen im Bahnhof getötet und auch in den Lazarettzügen.



Diese Aufnahme zeigt einen Überblick über die Schäden im Bereich Bahnhof Plattling nach dem Fliegerangriff vom 16. April 1945. Links stand die Lokhalle I mit der 18-m-Drehscheibe, zerstörte Wagen auf den Abstell-, Rangier- und Zuggleisen, rechts die Ruine des Empfangsgebäudes. Der Luftangriff dürfte etwa vier Wochen zurückliegen, denn Arbeitskolonnen sind bereits bei Aufräumarbeiten. Auch ein Kranwagen ist im Einsatz.



Im Hintergrund: Das nicht zerstörte Getreidesilo

Wir haben damals die ganze Situation apathisch über uns ergehen lassen und wir waren wie gelähmt.

Die Toten wurden vorerst in Pielweichs provisorisch begraben und dann erst umgebettet. [. . .]

Ende April kamen die Amerikaner. Es heißt manchmal, es sei der 30., aber ich habe den 29. im Kopf. Abends um sechs Uhr waren wir in unserem Haus; mit vorgehaltenem Gewehr haben sie uns zu verstehen gegeben, daß wir das Haus verlassen mußten; wir durften nichts mitnehmen; meine Mutter, die Geschwister und ich gingen nach Höhenrain in die Luftschutzkeller; von dort sind wir in eine Baracke der früheren Organisation Todt in Höhenrain, ungefähr 200 Meter von der Ziegelei entfernt, wo das KZ war. Sechs Wochen ungefähr konnten wir nicht mehr ins Haus.

Auf der anderen Seite der Isar im Friedhof hatte sich die SS verschanzt. In der jetzigen Hinterwinkler Straße war ein Geschütz der Amerikaner, von wo auf die SS gefeuert wurde.

Die KZler waren von den Amerikanern schon befreit; die übriggeblieben sind, konnten kaum laufen. Hernach hatten sie einmal 48 Stunden Plünderungszeit und haben in unserem Viertel in den Häusern freie Hand gehabt.

Nach Wissen der Familie hat August Reindl auf dem Kirchturm der Magdalenenkirche die weiße Fahne gehißt, angestiftet von zwei Plattlinger Bürgern. August Reindl konnte sich unbemerkt in Sicherheit bringen und hat den Einzug der Amerikaner mit den zwei Plattlingern in einer Fischerhütte bei Niederpörling abgewartet.

18. Bericht von Katharina Zander aus Kuglstatt seit 1987 in Straßermühl

Im Spätwinter 1944 zogen noch Flüchtlingszüge auf den Straßen. Sie mußten sich in Scheunen und Schulzimmern einrichten. Alles war überfüllt! Im Frühjahr wurde Deggendorf bombardiert. Die Öltanks brannten. Der schwarze Rauch verdeckte die Sonne. In Isarmünd wurde ein Hof zerstört. Die Amerikaner wollten da Militärfahrzeuge gesehen haben. Zu dieser Zeit wurden die Bauern auf den Feldern von Tieffliegern beschossen. Auf der linken Donauseite rückten die Amerikaner eher vor. Rechtzeitig, wie sie glaubten, steckten die Hengersberger die weißen Fahnen heraus. Auf der rechten Donauseite war noch die Wehrmacht. So ein Fanatischer wollte Hengersberg beschießen lassen. Ein Soldat ist über die Donau, rannte von Haus zu Haus und bewog die Leute, die Fahnen wegzunehmen, vor allem die auf dem Kirchturm. Später hat er es erzählt, daß er der Retter von Hengersberg war.

Die Soldaten mußten auf dem Damm und vor den Anwesen mannstiefe Löcher graben. Sie gingen aber kaum noch in diese Stellungen. Sie blieben in den Bauernhäusern, zumal auch keine Feldküche mehr da war. Sie wurden von den Bauern versorgt. Ein Soldat kam ins Haus. Er sagte zu den anderen: „Wollt Ihr nicht raus auf den Damm? Ich habe von den Bauern Bretter geholt und damit die Gräben abgedeckt, daß Ihr's trocken habt!“ Sie antworteten nicht, mürrisch und apathisch blieben sie im Haus.

Die Flüchtlinge suchten sich auf eigene Faust ein Zimmer. Und immer wieder rückten die Leute noch enger zusammen und machten Platz. Ja, das gab es auch. Das Schulzimmer war mit Decken in kleine Räume abgeteilt. Zwei Mädchen waren da mit ihren Verwandten untergebracht. Ihre Eltern waren umgekommen. Sie kamen jeden Tag zu uns, mit einer kleinen Milchkanne. Einmal sagte die Kleinere, daß sie von der Milch nur ein paar Tropfen in den Tee bekämen. Da gab ihnen unsere Mutter jedesmal Milch zu trinken, ehe sie heimgingen.

Ein Viehhändler hat sich in einem Schäferkarren in eine Kiesgrube zurückgezogen. Er hatte so Angst. Er hatte einen Ochsen geschlachtet und den Kuglstätten ein Viertel gebracht für die Soldaten. Einer von den Soldaten war im Stadel im Stroh versteckt. Er wollte nachts über den Strom und heim in den Wald. Mehreren ist das geglückt.

Die Amerikaner wurden in Plattling wegen einer Brücke aufgehalten. Sie schossen ein paar Tage lang mit schweren Geschützen in Richtung Aholming. An dem Abend, als sie auf der B 8 wieder in Bewegung kamen, standen bei uns die Pferde angeschnitten im Stall. Bei Gefahr wollten wir mit dem beladenen Leiterwagen in ein Waldstück fahren. Wir standen im Hof. Es war Nacht geworden. Einige Feuersbrünste leuchteten. Die Panzer dröhnten und schossen mit Leuchtmunition. Unsere Soldaten hatten sich in Richtung Langenisarhofen auf

den Weg gemacht. Fünf sind bei uns in der Küche zurückgeblieben. Zwei davon von der Luftwaffe.

Am nächsten Morgen ist der Viehhändler mit zwei Amerikanern auf den Hof gefahren. Sie sind ins Haus gegangen. Auf der Kellertreppe lagen einige Gewehre, eine Panzerfaust und ein Maschinengewehr. Die Soldaten sollten herauskommen. Der junge Flieger sagte: „Es sind ja nur Zwei, mit denen werden wir leicht fertig“. Der Ältere verwies es ihm barsch. Die fünf Soldaten kamen aus der Küche. Die Amerikaner boten ihnen Zigaretten an. Im Hof zerschlugen sie die Waffen. Die Deutschen mußten ins Auto steigen. Zusammen fuhren sie ab.

Der Vater hatte erfahren, daß die Soldaten in Langenisarhofen in einer Scheune gefangen waren. Er brachte ihnen auf dem Fahrrad einen Rucksack voll Brot. Viele Soldaten gingen auf Seitenwegen in Richtung Westen. Einer war nahe daheim bei Plattling. Als er heimkam, war ein Neger bei seiner Frau. Und der Neger erschloß ihn. Die Bevölkerung half den Soldaten weiter. Sie schliefen in den Häusern und bekamen zu Essen. Eines Abends brachte die Mutter nochmals 13 Mann mit. Ein älterer Volkssturmmann war dabei und er war krank. Er hatte Durchfall. Alle wollten ihn überreden, hier zu bleiben. Aber er wollte nicht. Am nächsten Morgen gingen sie weiter in Richtung Plattling.

Im Mai, an einem schönen warmen Tag, saß ich auf dem Donaudamm. Ringsum blühten die Schlüsselblumen. Auf einem Schleppkahn spielte einer Ziehharmonika. Am Donauufer und in den Seitenarmen hatten viele Schiffe festgemacht. Und plötzlich überkam mich ein seltsames Wohlbefinden. Es war Frieden.

Aber noch im Mai erkrankte eine 16jährige Schwester an einer schweren Krankheit. Als sie im Herbst, acht Tage vor ihrem Tod, bettlägerig wurde, als sie so weinte und sagte, daß sie immer glaube, daß sie sterben müsse, da waren wir auch unter den vielen, vielen, für die es kein Wohlbehagen und kein Glück gab.

Die Amalie im Pfarrdorf, die seinerzeit auf der Straße stand und auf den Postboten wartete. Ihr Mann hatte wochenlang nicht mehr geschrieben. Das Dorf sah sie stehen und wartete mit. Als ein Brief kam, war die Erleichterung allgemein. Als er fiel, kam der Schlag schnell und hart und ganz unerwartet. „Schwere Kämpfe bei Schitomir“, hieß es in den Nachrichten.

Der Nachbarsohn, der Sohn von Vaters Bruder, lag bei Schitomir und er schrieb nicht. Aber gefallen ist er erst später. Sein Vater schrie laut auf dem Feld. „Aus is, der Bua“, als sein eigener Brief zurückkam mit dem Vermerk, „zurück, gefallen“. Der Mutter ging es immer schlechter. Als sie es gar nicht mehr aushalten konnte, fing sie zu arbeiten an und es wurde ihr besser. Eine Frau aus Thundorf kam und sagte, „Kammlin, daß du heute arbeiten kannst“. Aber die Briefe des Sohnes konnte sie nie mehr lesen. Das hätte ihr zu weh ge-

tan. Mit 93 Jahren ist sie gestorben. Da lagen die Briefe noch immer säuberlich zusammengebunden. Am Sonntag weinten die Frauen in der Kirche. Nicht leise hinter Taschentüchern, sondern laut. Eine Mutter konnte damit lange nicht aufhören.

Der Krieg war zu Ende. Aber der Hunger und Mangel an allem dauerte noch drei Jahre. Ja er war größer als zuvor. Das war eine Folge des Morgenthauptplanes. Neun Jahre holte sich die Bevölkerung aus der Stadt zusätzliche Lebensmittel vom Land. Das war mit großen Mühen verbunden. In überfüllten Zügen fuhren sie zum Hamstern. Hatten sie unter den Bauern Verwandte oder Bekannte, so war das eine sichere kleine Quelle. Viele gingen von Haus zu Haus. Bei Gutherzigen bekamen sie entweder ein Ei oder einen Löffel Schmalz oder einen Schöpflöffel Mehl. Alles wurde gebraucht und getauscht. In Deggendorf lag nach der Bombardierung ein großer Haufen weißes Pulver. Keiner wußte, was es war. Es wurde als Waschpulver verwendet. Irgendwo lagen lange Ärmel von Herren-Trikothemden. Aus zwei Ärmel konnte man einen Schlüpfer nähen. In Berlin bekommt man billig einen Teller Suppe ohne Lebensmittelmarken, konnte man hören, von Herumreisenden. Aber sie ist nur aus Kartoffelschalen.

In Deggendorf waren gefangene Russen. Sie lebten in Erdhütten, ähnlich unseren Kartoffelmieten. Meine Mutter und ich waren bei einer Tante. Da kamen zwei Russen. Die Hosen hatten sie mit einem Strick um den Bauch festgebunden. Sie hatten eine kleine Flechtarbeit dabei und wollten dafür Brot. Die Tante, sonst nicht von der freigebigen Art, brachte einen großen Laib Brot. Sie legte ihn auf die beiden vorgestreckten Arme des Gefangenen. Der sah mit einem Lächeln darauf nieder. Ich habe das nie vergessen.

Der Vater sah erst später, daß das Leintuch, festgemacht auf einer Stange, nicht mehr aus dem Taubenkobel hing. Als wir sagten, daß wir sie heruntergeholt hatten, da war er erschrocken und sprachlos. Nein, meinten meine Schwester und ich, das dürfe es nicht geben, eine weiße Fahne auf unserem Dach.

In Edenstetten saßen zwei ältere Männer in einem Wartezimmer und unterhielten sich. Ich hörte zu. Einer erzählte: Nach Kriegsende waren bei Medernberg Soldaten in einen Zaun eingesperrt. Auch Edenstettener waren darunter. Sie kamen dann nach Cham und wurden wieder zusammengespart in einen Zaun. Einer ist ausgekommen. Er kam nach Edenstetten und sagte: „Alle verhungern sie“. Da nahmen die Leute einen Ochsen mit einem Bretterwagen und brachten Pakete nach Cham.

Wir hatten einen Lehrer, der war schon vor 33 bei der Partei, wie er sagte. Er hob uns auf einen hohen Sockel als deutsche Jugend. Bei den Umzügen ließ er uns vor dem Pfarrhof singen, nein schreien, „Es zittern die morschen Knochen“. Vor dem Pfarrhof sangen wir das nicht gern, weil wir den Pfarrer auch mochten. Aber das muß gesagt werden. Unser Lehrer war in dieser Beziehung

eine Ausnahme im weiten Umkreis. Unser Onkel und unser Vater saßen abends oft beisammen. Sie kritisierten dies und das. Hatten sie vergessen, wie hoch verschuldet sie waren, daß sie die Anwesen kaum halten konnten? Und daß sie froh um die Beihilfen waren, zum Stallumbau und für die Odelgruben? Wir redeten ihnen dagegen. Aber sie nahmen uns nicht ernst. Bis einmal mein Onkel sagte, das verstehst du nicht, dazu bist du noch zu jung. Ja, was hielt der von uns. Zwar konnten wir nicht mehr glauben, was es für ein Glück für uns sei, in dieser Zeit zu leben. Die Hälfte der Buben, aus allen Schulklassen war gefallen. Als der Krieg zu Ende war und alle Parolen und Schlagworte und Transparente weg waren, wie angenehm war das. Ich konnte es nicht begreifen. Aber es war gut.

19. Bericht von Aloisia Rehm, Oberpöring

Ich bin Jahrgang 1920 und war 25 Jahre im Jahr 1945.

Im März war es noch etwas ruhig, nur einige Tiefflieger kamen meist um die Mittagszeit, überflogen unsere Ortschaft, warfen auch mal einige Bomben im freien Feld.

Ende März kamen dann schon die ersten Trecks mit vielen Flüchtlingen aus Schlesien. Vollkommen überrascht waren die meisten Dorfbewohner, konnten sich das nicht erklären. So manche Tragik hat sich da abgespielt. Die armen Menschen, fremd, ohne Heimat, und dann oft hartherzig behandelt. Nur wer den englischen Sender, abends 1/2 11 Uhr anhörte, wußte, wie nahe der Zusammenbruch schon war. Aber da mußte man sehr vorsichtig sein, niemand durfte davon wissen.

An einem sehr schönen sonnigen Apriltag [16. 4.], ich erinnere mich, so um 1/2 1–1 Uhr war ein Brummen in der Luft, ganze Staffeln Bomber überflogen unsere Ortschaft, sie blitzten in der Sonne wie Silber. Der Bahnhof Plattling war das Ziel. Da gab es sehr viele Opfer und großes Elend.

Ab 10. April mußten Männer, die zum Volkssturm eingezogen werden, Panzersperren bauen. Diese waren aus Holz, so sinnlos. Überhaupt kein Hindernis für einen Panzer. So gingen wir den letzten Apriltagen entgegen. Die Flüchtlinge wurden immer mehr. Viel Militär, meist zu Fuß oder mit Rädern, kam durch unser Dorf.

Eine Gruppe Soldaten hatte den Befehl, unsere Brücke zu sprengen. Wir wußten schon einige Tag davon, aber hofften doch, daß es nicht so weit kommen möchte. Es war eine sehr gedrückte Stimmung. Da, ich erinnere mich genau, es war Samstag [28. April], so um 1/2 5–5 Uhr abends, eine furchtbare Explosion, unsere gute eiserne Brücke über die Isar wurde gesprengt. Da ich gerade außerhalb der Ortschaft war, konnte ich eine riesige schwarze Rauch-

wolke sehen, die fast die halbe Ortschaft einhüllte. Daraufhin wurden die Straßen nach Wallerfing und Ettling in Abständen von Tieffliegern beschossen, wahrscheinlich wegen der flüchtenden Soldaten. Das ging die Nacht durch bis Sonntag früh. Bei strahlendem Sonnenschein verlief der Sonntag ruhig. Am Montag um 12 Uhr mittags bekam unser Ort Beschuß durch die Amerikaner. Soviel ich berichten kann, wurden 4–5 Anwesen beschossen und erheblicher Schaden angerichtet an Stallungen und Scheunen. Zum Glück brach kein Brand aus. Leider mußte an dem Tag, und so tragisch, kurz vor Kriegsende, ein Mann aus Schlesien, der mit dem Treck bis hierher das ganze Elend mitmachen mußte, sein Leben lassen. Auch zwei fremde Soldaten, niemand kannte sie, ein kleines Mädchen aus Hamburg, das infolge der schweren Bombardierungen dort hierher kinderlandverschickt war. Dann ein Mädchen aus unserem Dorf, 12 Jahre alt. Mehrere Pferde, die zum Teil schwer verletzt waren, mußten sofort notgeschlachtet werden.

Wir waren alle sehr geschockt durch den plötzlichen Angriff und verbrachten die folgenden Stunden und auch die Nacht in unseren Kellern. Die ganze Nacht hörten wir, weiter entfernt, Beschuß. Von Montag Nacht auf Dienstag, an das genau Datum kann ich mich nicht erinnern [30. 4. / 1. 5.], war die ganze Nacht Beschuß auf das nicht zu weit entfernte Zeholfing. Die Kirche dort auf einer Anhöhe wurde arg beschossen und auch andere Gebäude wurden zerstört. Das Dorf dort hatte schwere Schäden.

Die Brücke in Niederpöring (Holzbrücke) wurde gesprengt. Auch ein Anwesen brannte bis auf die Grundmauern dort nieder. Einige flüchtende SS-Männer waren noch in unserem Dorf; ein älterer Mann, der die weiße Fahne zu früh aus dem Fenster hängte, wurde sofort gesucht. Auf Hinweise anderer Nachbarn versteckte er sich und flüchtete mit dem Rad in Richtung Gneiding und in Frauenholz bei Bekannten fand er ein Versteck. Tod durch Erschießen oder Erhängen, hatten ein paar von der SS angedroht.

Aber das war die letzte Androhung und die Feiglinge machten sich nun fluchtartig davon. Die Amerikaner waren am anderen Isarufer. Der 1. Mai, ein regenverhangener Tag mit Graupelschauern, brach an. So um 10 Uhr vormittags kamen die Amerikaner in unser Dorf. Sofort wurden die Häuser durchsucht durch die Amis, man merkte, daß auch sie sehr ängstlich waren, verständlich, auch diese jungen Männer wußten ja nicht, ob sich noch deutsches Militär versteckt hält.

Zu unserem Haus kamen vier Amerikaner zum Durchsuchen; da ich alleine im Haus war, mußte ich mitgehen, ich in der Mitte, zwei vor mir, zwei hinter mir. Da kein Strom war, wurde mit den Taschenlampen alle Ecken durchleuchtet. Ich zitterte am ganzen Leib. Vier große junge Männer und bewaffnet. Aber sie waren sehr human und anständig. Ein Photo meines Verlobten, das ich vergessen hatte wegzutun, betrachtete einer genau, sagte: „kein SS?“, ich sagte nein, nur einfacher Soldat, er lachte und stellte es zurück auf seinen Platz. Wie war

ich erleichtert, als sie das Haus verließen. Verschiedene Häuser wurden beschlagnahmt für die Amerikaner, die Leute mußten einige Wochen notdürftig im Stadel hausen. Aber sonst war alles sehr human und wie waren wir froh.

Wir hatten nun Ausgang von so 7 Uhr früh bis abends 8 Uhr. Daran mußte man sich halten. An allen Kreuzungen waren Kontrollposten. Am Festtag „Christi Himmelfahrt“ (10. Mai) ereilte die Ortschaft Niederpörling ein großes Unglück, die Fähre über die Isar kenterte und so fanden elf Personen in der reißenden Isar den Tod.

Diese Ereignisse haben sich so zugetragen und alles habe ich selber miterlebt. Das alles kommt mir heute vor, als wäre es gestern erst gewesen. Die Erinnerung ist noch ganz klar.

[Ein weiterer Augenzeugenbericht aus Oberpörling ist in der „Deggendorfer Zeitung“ vom 29. 4. 1995 abgedruckt]

20. Bericht von Margarete Kunstbeck, Gergweis

Als am 20. April das Tanklager in Deggenau bombardiert wurde, sah man hier im Vilstal die riesige Rauchwolke. Auch hörten wir in der Ferne das Bombardement von München.

Als ich einmal die uns zugewiesene Butterration aus der Molkerei im Nachbardorf Göttersdorf holte und auf dem Heimweg war, kamen Tiefflieger und beschossen den kleinen Bahnhof in Kröhstorf, etwa 2 km entfernt. Ich ging sofort in Deckung und legte mich an eine Kartoffelmiete, die neben der Straße auf dem Felde war und deckte mich zur Tarnung mit dem daraufliegenden Stroh zu. Kurz darauf flog ein Tiefflieger dicht über mir hinweg. Ich stand dabei Todesängste aus.

Mitte April holte ich bei einem Forstharter Einöldbauern Bruteier. Als ich dabei am Waldrand entlangging, kamen wieder Flugzeuge von Süden nach Norden heran und flogen über mich hinweg. Ich vernahm ein zischendes Geräusch und gleich darauf einen fürchterlichen Knall. Es wurden zwei oder drei Bomben geworfen. In meiner Angst kroch ich auf allen Vieren in den Wald hinein. Die Bomben wurden aber ohne Ziel auf weiter Flur abgeworfen, wie sich später herausstellte, vermutlich war es ein Notabwurf. Dabei fiel auch in der Ortschaft Reut bei Gergweis eine Bombe in der Nähe eines Bauernhofes auf eine Wiese.

Man hörte, daß die Front immer näher rückte und wir wünschten uns, daß bald die amerikanischen Befreier kämen, denn man erzählte sich auch, daß die verrufenen russischen Truppen bereits vor Linz in Oberösterreich wären.

Einmal wurde ich nachts durch ein lautes Motorengeräusch geweckt und schaute aus dem Fenster. Die Leute auf der Straße riefen, daß die Amerikaner da seien. Kurz darauf rollten dann die amerikanischen Panzer auch an unserem

Haus vorbei. Alle Einwohner von Gergweis hängten eine weiße Fahne aus dem Fenster. Als es morgens hell wurde, sahen wir an den Panzern allerlei von den Panzerbesetzungen mitgenommene Sachen hängen, wie Steppdecken, Geschirr usw.

Auf der großen Wiese vor unserem Haus, wie auch an anderen freien Plätzen, machten etliche Soldaten halt. Sie zündeten mehrere Feuer an und kochten sich Spiegeleier und andere Gerichte. Wir beobachteten sie zwischen unseren Gardinen hindurch. Auf einmal kam ein Soldat mit einer vorgehaltenen MP zur Türe herein und fragte meinen Vater, der Englisch sprechen konnte, nach dem Ortsgruppenleiter. Mein Vater mußte mitgehen und weiterhin als Dolmetscher fungieren. Beim Ortsgruppenleiter mußten sämtliche Waffen, wie Gewehre, lange Küchenmesser, sowie Fernrohre, Hitlerfahnen und anderes „Verdächtiges“, abgeliefert werden. Auch war es uns untersagt, die Häuser zu verlassen.

In unserem Dorf befand sich damals eine Polizeistation, die mit einem Polizeikommissar besetzt war, welcher einen großen Haß gegen die polnischen Gefangenen hatte und diese auch mißhandelte. Die Amerikaner nahmen ihn gefangen, setzten ihn vorne auf einen Jeep und fuhren mit ihm in rasender Fahrt durch das Dorf. Anschließend übergaben sie ihn den in Gergweis noch anwesenden polnischen Kriegsgefangenen. Diese hatten ihn dann mit einem Schwert schlimm massakriert und ließen ihn blutüberströmt nach Hause laufen. Es durfte jedoch für ihn kein Arzt geholt werden. Da mein Vater im Krieg Sanitäter war, holte man ihn nachts zu dem Verwundeten zum Verbinden und zur Wundversorgung. Wir hatten dabei um den Vater große Angst, denn sein Tun mußte geheimgehalten werden. Der Verletzte mußte aber dringend in ärztliche Behandlung. So legte man ihn auf einen Bauernwagen, deckte ihn zur Tarnung mit Stroh zu und fuhr quer über die Vilswiesen nach Roßbach, wo ein ungarischer Arzt wohnte. Dieser Arzt behandelte dann den Verwundeten.

Auch unseren Ortsgruppenleiter brachten sie nach Dachau ins KZ, wo er längere Zeit blieb.

Es wurde im Dorf erzählt, daß der Ortsgruppenleiter von Vilshofen (Schedlbauer) von den Amerikanern gefangengenommen wurde. Diese hängten ihn mit den Füßen hinten an den Jeep und schleiften ihn bis nach Pleinting. In Pleinting hatten dann Schulbuben den bereits Toten mit Steinen beworfen.

Weiterhin erfuhr man im Dorf vom tragischen Tod eines Arztes aus Osterhofen, der ebenfalls die Polen angeblich sehr schlecht behandelt hatte. Dieser hatte sich, noch kurz bevor die Amerikaner kamen, in einer Kiesgrube vergiftet. Er wollte seine ganze Familie auslöschen und nahm zu dieser Tat auch seine drei Kinder mit. Als der Bub sah, daß seine Schwestern tot waren, lief er weg. Seine Mutter lief ihrem Buben hinterher, zuerst um diesen zurückzuholen, dann um beide zu überleben.

Tagelang kamen Deutschungarn auf ihrer Flucht durch das Dorf gezogen. Die

von Pferden gezogenen Wagen waren hochbeladen mit ihrem Hab und Gut. Auch in unserem Dorf wurden mehrere ungarische Familien untergebracht.

Auch kamen viele Ungarn mit dem Zug. Es waren Eisenbahner darunter, die mit der Bahn geflüchtet waren. Mehrere Waggons waren mit ungarischem Schweineschmalz beladen und kamen am Bahnhof in Osterhofen an. Dabei kamen auch viele nach Gergweis und suchten hier Unterkunft. Sie wurden dann im großen Saal des Gasthauses Wieland untergebracht. Das mitgebrachte Schweinefett wurde an alle Flüchtlinge verteilt, denn es waren auch viele Schlesier in Gergweis untergebracht. In dem verteilten Schweinefett steckten Granatsplitter; so erfuhr man, daß der Flüchtlingszug auf seiner Fahrt von Ungarn nach Deutschland öfter beschossen wurde.

Vier Tage bevor die Amerikaner einzogen, wurde eine Kolonne aus russischen Gefangenen durch das Dorf getrieben. Bei meinem Onkel wurden sie in der Scheune des Hofes einquartiert. Am nächsten Tag führte man sie weiter. Man erfuhr später, daß sie im Neuburger Wald bei Passau erschossen wurden. Als dann nachts die Amerikaner ankamen, standen vier Russen als erste am Tor bei meinem Onkel. Diese vier hatten sich in der Scheune unter dem Heu und Stroh versteckt und sind nicht mit den anderen Kriegsgefangenen weitergezogen. Sie hatten wohl geahnt, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis die Amerikaner kämen. So konnten sie ihr Leben retten.

